L. g.
o
460 em

Spindlers. 3ter Band

Liebe um Liebe Seite 1
Stolz und Liebe — " — 116

Die
Gewalt der Liebe,

in Erzählungen

von

August Lafontaine.

Dritter Theil.

Zweite mit neuen Erzählungen vermehrte Auflage.

Berlin 1799.

KÖNIGL. BAYER. BIBLIOTHEK BAMBERG

Liebe um Liebe.

In den lezten Jahren der Regierung Tarquinius des Aeltern, kehrte Servius Tullius von einer Reise durch den Apenin nach Rom zurük. Ein enger Fußpfad, der ihn durch ein schattiges Gebüsch führte, leitete ihn irre, und Servius sah sich am Abend von Klippen und wilden Gebüsch umgeben; noch immer hofte er vor der Sonne Untergang die Ebene zu erreichen; allein schon sank der dichte Schatten in die tiefsten Thäler, und Tullius sah sich noch immer enger von Gebürg umfangen.

Schon trug er dürre Blätter zu einem Lager zusammen und breitete sie in die Höhle eines schüzzenden Felsen, lehnte das Wurfspieß in die wilden Ranken, die am Gesteine sich empor wanden, als auf einmal in sein Ohr das Geheul der Wölfe schallte, die zwischen den Klippen nach Beute umher streiften.

Er ergriff schnell seinen Wurfspieß und stieg einen Felsen hinan, um ein sicheres Nachtlager sich zu erspähen. Jenseits des Felsens aus einem schönen einsamen Thale stieg der Rauch eines Herdes em-

vor. Tullius stieg in das Thal hinab; und fand, an eine Felsenwand gelehnt, eine kleine Hütte mit Moos und Laub gedekt, und rings von Bäumen und einem Geflecht von Heken geschüzt.

Hier pochte er an. Man öfnete die Thüre und Tullius bat den Bewohner der Hütte um ein Nachtlager. Der Mann ergriff den Römer bei der Hand, und hieß ihn sizen. Er trug Körbe voll Früchte auf und bereitete ihm ein Lager von Thierfellen.

Tullius betrachtete seinen gastfreien Wirth; ein rührender Zug des schwermüthigsten Kummers lag auf seiner Stirn. Er lächelte nicht, ernst verbarg er sein Auge mit seiner Hand, und dann und wann drängte eine Thräne sich durch die Finger, die das Auge bedekten. Nur von Zeit zu Zeit warf er einen Blik, voll süsser Wehmuth auf einen Knaben, der in einem Winkel der Hütte auf einem Wolfsfelle lag und schlief.

So wie der Knabe eine Bewegung machte, so sprang er auf, und betrachtete ihn, lächelte ihm zu, und seine Thränen flossen milder über das Kind, das seinen Kummer zerstreute ohne ihn zu theilen.

Tullius fühlte sich gerührt durch des Mannes Kummer. Er bot ihm die Hand, und fragte ihn um die Ursach seiner Thränen?

Der Fremde sah ihn starr und bedenklich an; dann troknete er sein Auge und fieng mit einer traurigen Stimme an: ich heiße Ania, und bin aus Sabinium, der Unglüklichste aller Sabiner. Ich hatte

ein Weib — hier stürzten seine Thränen häufiger — meiner Kindheit, und meiner Jugend Gespielin, die schönste Sabinerin. Ruhig, unter dem Schuze der guten Götter, und selig wie sie, lebten wir in unsrer Hütte, sie gebar mir diesen holden Knaben! die Götter segnen ihn! sezt er mit einem Seufzer hinzu: sie gebar mir ihn, und ich beneidete die Götter nun um nichts mehr.

Eines Tages, o ihr rächenden Götter! komme ich mit meinem Weibe von Lavinium; an meiner Hand geht sie fröhlich und ohne Sorgen daher; sie schwazt von unserm Knaben und freuet sich ihn wieder zu sehen. Wir gehen an dem Haine des Faunus weg. Auf einmal stürzen jauchzend römische Krieger hinter dem Gebüsche hervor. Sie zogen dem römischen Heere nach. Sie umringen uns, sie spotten unsrer. Ich bitte sie, uns in Ruhe zu lassen; allein sie wurden immer frecher. Einer entreißt meinem Weibe den Schleier, und sie stand schamroth da in ihrer unschuldigen reizenden Keuschheit, und verbirgt ihr Gesicht in meinen Busen.

Noch bat ich, unsrer zu schonen. Da wollte eine freche Hand ihr das Gewand vom Busen reißen. Mein Zorn entbrannte, ich umfaßte ihn, und warf ihn zu Boden. Jezt erhob sich ein Geschrei, sie stürmten mit ihren Schwerdtern auf mich ein; allein mein Zorn und meine Liebe verdoppelten meine Kräfte; drei lagen schon entseelt am Boden, und ich stand noch unverwundet.

Allein jezt zerbrach mein Schwert am Griffe. Ergreift ihn! rief ihr Führer. Sie ergriffen mich; sie banden meine Hände und ich erwartete den Tod.

Nein, sterben sollst du nicht! rief ein grimmiger Alter: leben sollst du, um zu leiden! Schnell zog er einen Dolch, und tauchte ihn in meines Weibes Herz. Sie sank, und ihr leztes Wort war: Ania, unser Kind!

Ich sank sinnlos zu Boden, und wie ich wieder erwachte, waren sie fort, und ich lag im Blute meines geliebten Weibes. Dieser Anblik erregte meine Wuth aufs neue. Ich ergriff ein Schwert, das noch da lag, und flog den Mördern nach. Am Abend spät sank ich vor Müdigkeit und Durst zu Boden, und sie waren meiner Rache entgangen. Mit dem Aufgange der Sonne kam ich wieder dahin, wo meiner Septimia Leichnam gelegen hatte. Ich fand ihn nicht mehr. Die Gegend war öde. Wahrscheinlich fand ein frommer Reisender den blutigen Körper, und bedekte ihn mitleidig mit Sande.

Ausser mir kam ich zu Hause. Oft zükte ich den Dolch den Knaben der Mutter nachzusenden, und dann mich, und immer entwafneten ihre lezten Worte die mitleidige Hand. Ich nahm den Knaben in meine Arme und verließ die Hütte, wo mich alles an Septimien erinnerte. Hieher kam ich in diese Einöde, abgesondert durch die Klippen von den blutgierigen Menschen, hier erbaute ich mir diese Hütte, und diesen Altar; und jeder Tag verfließt mir unter

den Thränen meines Elends, und unter dem Fluche womit ich jeden Morgen Rom verwünsche, das den Mördern meines Weibes das Leben gab.

Römer waren deines Weibes Mörder nicht! sagte Tullius und troknete eine Zähre aus seinem Auge.

Römer waren es! Römer! ich kannte die Mörder an ihrem Zeichen. O zerstört ihr Götter die Mörderhühle, Rom!

Mann! verwünsche Rom nicht; ich bin ein Römer!

Ein Römer Du? rief er und sprang wüthend auf: Dank, Dank ihr Götter! Ein Todtenopfer, geliebte Septimia. Er zukte den Dolch.

Vor deinem Hausaltare, Meineidiger? rief Tullius? und wehrte den Stoß ab.

Es ist der Altar der Rache! schrie Ania und drang auf Tullius ein.

Tullius ergriff sein Schwert, und rannte es dem Wüthenden in die Brust. Er sank und wälzte sich in seinem Blut. Mit matter Stimme seufzte er: bring mir meinen Sohn, daß ich noch einmal ihn sehe.

Tullius nahm den Knaben vom Lager auf und brachte ihn dem Vater näher. Rasch zukte der Sterbende den Dolch und wollte den Knaben tödten.

Götter! rief Tullius, und riß den Knaben zurük: was willst du wüthender Mensch? —

Den Knaben seiner Mutter bringen! antwortete Ania schwach.

Bei den Göttern, Ania, ich werde des Knaben Vater sein!

Tauche Dein Schwert in mein Blut und schwöre!

Tullius tauchte sein Schwert in das Blut und schwor des Knaben Vater zu sein.

Ania starb; der Knabe schlummerte an der Brust seines Vatermörders wieder ein und Tullius stand im tiefen Schmerze verloren. Er betrachtete bald den schlummernden Knaben, bald den Körper seines Vaters: nein! rief er und Thränen und Küsse flossen vermischt auf des Knaben Wangen: nein Ania! Rom soll an deinem Sohn das Elend wieder gut machen, das es dir verursacht hat. Höre Schatten, den Eid, den ich hier in die Hände der Götter schwöre. Der Knabe soll mein Sohn sein! Sein Leben sei mir von jezt an theurer als mein eigenes! Hört ihr Rachgöttinnen meinen Eid, und verfolgt mich, so lang ich lebe, wenn ich ihn breche!

So sprach Tullius, und berührte den Altar. Jezt legte er den Knaben auf sein Lager, und nun bedeckte er den Körper mit Sande; Thränen goß er auf den Hügel statt Milch, rief dreimal noch den Schatten Ania's um ihn zu versöhnen. Ein heiliger Schauer umschwebte ihn, und der Schatten war ihm versöhnt.

Unruhige Gedanken quälten ihn die Nacht durch.

Warum wollte ich Rom vertheidigen? warum entdekte ich dem Wüthenden mein Vaterland? warum riß ich seine Wunden wieder auf statt sie zu heilen? Vergieb mir Ania! sagte er und warf die traurigen Blike auf den Knaben, als ob er ihn zu seinen Vorbitter bei dem beleidigten Vater machen wollte.

Wie die Sonne aufgegangen war, so nahm er den Knaben vom Lager empor, und verließ die Hütte. Noch einmal stand er an dem Grabhügel Ania's. Er sezte den Knaben auf den Hügel, und schluchzte laut, da er den Knaben lächelnd mit dem Sande spielen sah, der seinen Vater bedekte.

Komm mein Sohn, rief er, und nahm den Knaben auf, und drükte ihn an sein Herz: komm mein Sohn, und laß mich es versuchen, ob meine Liebe dich in diesem unschuldigen Lächeln, in dieser Stellung erhalten kann, auch wenn du es als Jüngling weißt, daß ich deines Vaters Mörder bin. Er wikelte ihn in seinen Mantel, und so stieg er mit ihm den Felsen hinab. Der Knabe spielte mit seinen Haarloken, und schlummerte unter dem Spiel auf der Schulter des traurenden Tullius ein.

Nach zwei Tagen kam Tullius in Rom an, den schönen Knaben auf seinen Armen. Sei mir willkommen! rief er, wie er mit ihm in sein Haus trat: sei mir willkommen, mein Sohn, in deines Vaters Hause. Er gab ihm feierlich den Namen Sylvius, weil er ihn im wilden Apenin gefunden hatte.

Schön war der Knabe: sein großes schwarzes

Auge lachte so unschuldig unter den blonden krausen Loken seiner Stirn hervor, daß jedes Mädchen, das ihn sah, ihn aufnehmen, und mit geheimen entzükenden Wünschen an ihr Herz drüken mußte.

Mit lachenden Augen sah Tullius die Spiele des wachsenden Knaben: jezt streifte er mit einem leichten Hölzchen im Garten umher, und suchte hinter dem Beete von blühendem Mohn den Feind, den sein Arm erlegen wollte; er warf den Spieß zwischen die Blumen, und verwundete seinen Feind; dann sezte er sich nieder, und tröstete den Verwundeten, verband die Wunde, und bot ihm freundlich die Hand zum Spiel.

Sein Auge blizte, er zitterte vor Entzüken, wenn er die Kriegesmusik der ausziehenden Römer hörte; der Triumph der Rükkehrenden beschäftigte Wochenlang seine junge Seele. Er zog aus gegen den Feind, und kam triumphirend zurük in seinen Spielen; aber gebunden waren die Gefangenen nicht bei dem Pomp; denn er versicherte seinen Vater, daß er ohne Schauer keinen binden könnte.

Eine lodernde Flamme leuchtete aus seinen Augen, wenn ihm sein Vater von Roms Siegen erzählte, er konnte nicht aufhören zu fragen; allein erzählte ihm Tullius von dem Schreken des Schlachtfeldes, von dem Elende einer eroberten Stadt; so starb die Flamme seines Bliks nach und nach in den Thränen, welche das Mitleiden hervordrängte. Er schlich in die Einsamkeit, und sann geschäftig

auf ein Mittel Schlachten zu liefern, und Städte zu erobern, ohne den Lorbeer des Siegs mit Blut zu befleken.

Mit jedem Jahre, das er älter wurde, wurde auch der Neid stechender, mit dem er die römischen Legionen ausziehen sah, und er freute sich unmäßig, wie er zum erstenmal hörte, daß die Erde unendlich groß sei, weil nun doch noch Siege für ihn zu erkämpfen und Nationen von ihm zu besiegen übrig waren.

Zehn Jahre war Sylvius alt, da er zum erstenmale zu klagen Ursach hatte: Tullius väterliche Liebe hatte ihm den Haß seiner Töchter erworben.

Sie sahen mit bitterm Neide, daß der Knabe mit jedem Tage die Liebe ihres Vaters mehr und mehr gewann, die sie nicht zu verdienen Lust hatten.

Tullius, zu schwach, des Knaben Schüzer gegen den Haß seiner Töchter zu werden, gab ihn seinem Freunde, Fabius dem Oberpriester der Vesta zur Erziehung.

Tullius brachte ihn selbst in den Tempel, übergab ihn mit Thränen den Händen seines Freundes, saß da eine Stunde lang unter den Opferknaben, und liebkoste sie, um seinem Lieblinge ihre Liebe schon voraus zu erwerben.

Die Stille des Tempels, das Schweigen zwischen den hohen melancholischen Mauren der Priesterwohnung, die Heiligkeit des ganzen Orts, die lange ehrwürdige Kleidung des alten Oberpriesters,

seine leise tiefe Sprache, das Sanfte in seinen Unterredungen, erfüllte Sylvius Brust mit einer unbekannten Ehrfurcht, und einer melancholischen Wehmuth, und gab nach und nach, wie er bekannter mit den Gegenständen wurde, seiner Phantasie und seinem Ehrgeize eine neue Wendung. Auch hier erwarb sich der Knabe bald die Liebe des Priesters und der Opferknaben, seiner Gespielen.

Schon Monate trug er das heilige weisse Gewand der Göttin, und war in den Pflichten seines Amtes unterrichtet, ohne nur einmal im Tempel gewesen zu sein.

Jezt erschien der Festtag der Göttin, und Sylvius kam zum erstenmale ins Innere des Tempels. Früh mit dem Aufgange der Sonne versammlete der Priester die Knaben und sie giengen an das Thor in der Mauer, welche die Wohnung der Opferknaben von dem Tempel trennte. In heiliger Stille führte der Oberpriester die Knaben in den Tempel. Sylvius stieg mit frommer Scheu die marmornen Stufen zum Tempel hinauf, nahm seinen Plaz unter dem Säulengang an der einen Seite des Altars, und sein Auge verlor sich hinten in die dämmernden Gänge des Tempels.

Jezt schwankten hinten unter den fernsten Säulen weiße Gestalten herauf. Es waren die Opfermädchen. Sylvius zitterte wie er sie erblikte. Langsam kamen sie näher. Ihm war es, als berührten sie den Boden nicht, als wären es Gestalten der

Verstorbenen; aber als sie aus der Dämmerung der Säulengänge hervortraten, und von dem Lichte des hellen Tages umflossen da standen; so flog sein Auge unruhig von einer Jungfrau auf die andere.

Zwölf junge Mädchen, mit Blumen gekränzt, in weiße Schleier gehüllt, die bescheidnen Blike an dem Boden geheftet, und hoben sie die Blike, so bewachte jeden Blik die reizendste Unschuld, und die allersüßeste Schaam; standen unter den Säulen den Knaben gegen über. Sie hatten Körbe mit Blumen gefüllt oder goldene Gefäße voll Weihrauch in den Händen.

Unter dem leisen Gesange der Tempelflöten öffnete sich das innere Heiligthum; die sechs Vestalinnen traten heraus, und umringten langsam den Altar.

Die Oberpriesterin entdekte das heilige Feuer der Göttin, die Vestalinnen sanken um den Aaltar hin auf die Knie, und der Priester rief in geheimnißvollen Gebeten die Göttin um Roms Schuz an.

Jezt brachten die Opfermädchen die Blumen und die Gefäße voll Weihrauch. Die Vestalinnen opferten sie der Göttin. Zitternd trat nun Sylvius mit den übrigen Opferknaben zum Altar und reichte den Vestalinnen Gefäße voll Milch und Korngarben. Sylvius bebte, ein kalter heiliger Schauer faßte ihn, da die Vestalin die Hände ausstrekte, um die Korngarbe zu nehmen, die er trug. Sie traten zurük und das Opfer wurde vollendet. Das heilige

Feuer hatte die Wohlthaten verzehrt, die Rom ihm als der Quelle dieser Wohlthaten opferte.

Der Priester winkte, und die Knaben und Mädchen erhoben wechselnd die Opferhymne. Sylvius versuchte zu singen, und seine Stimme zerfloß in wehmüthiges Weinen. Seine reizbare Phantasie war durch die Heiligkeit der Gegenstände in der lebhaftesten Bewegung. Er war mit heiligen Gestalten umringt, er glaubte die Göttin zu sehen, er hörte das Rauschen der seligen Götter, und sein Herz schwamm in einem undenkbaren Entzüken.

Vesta's Priesterinnen verschwanden wieder ins Innere Heiligthum; die Mädchen eilten in den Garten, und hinter ihnen die Knaben: Hier blieben sie zusammen bis zum Mittage, dann führte der Priester die Knaben wieder zurük, die innere Tempelthür wurde verschlossen, und die Knaben waren von den Mädchen getrennt bis zu einem neuen Opfer.

Sylvius folgte den übrigen Knaben in den Garten: aber ihre fröhlichen Spiele lokten ihn heute nicht: er schlich sich weg von den übrigen und suchte die dunkelsten Gänge des Gartens auf, um der Erinnerung dieser neuen Bilder und seinen Gedanken ungestört nachhängen zu können. Er sezte sich auf daß Fußgestell einer Bildsäule, sein Haupt lehnte er hinten über an die Bildsäule, seine Hände lagen läßig in seinem Schooße, und seine trüben Augen hingen in den Wolken.

Valeria, das schönste der Opfermädchen, hatte im Tempel gegen ihm über gestanden. Sie sah mit Erstaunen, die Thränen, die entzükten Blike, und das Zittern des Knaben; sie hörte seine weinende Stimme im Gesang; lange hatte sie ihn betrachtet, wie er sich in tiefen Gedanken verloren an eine Säule lehnte, und wie er erschrak, da ihn einer seiner Gespielen anstieß, ihnen in den Garten zu folgen.

Valeria zögerte, bis sie die lezte von ihren Gespielinnen war, die in den Garten eilten; verstohlen sah sie sich um nach dem schönen Knaben; sie verweilte an der Thüre, und hatte Mühe sich unter den Knaben heraus zu drängen um ihren Gespielinnen nachzukommen.

Man fieng an zu spielen, und sie hofte ihn beim Spiele zu sprechen; allein sie sah ihn, wie er langsam die übrigen verließ und sich im Gebüsch verlor! Nun hatte sie nicht mehr Acht auf das Spiel, sie wandte immer ihr Auge in die Gegend, die ihn verborgen hatte; sie wollte sehen, wo er geblieben war; sie flog den Gang hinab, und nach einigen Umwegen schlich sie in die Gegend, wo sie ihn hatte sich verlieren sehen. Sie trat in den finstern Gang und sah ihn am Fuße eines Apoll's sizen, die Augen in die Wolken gewandt.

Still blieb sie stehen, und betrachtete ihn. Was weint der Knabe? dachte sie, und ihre gefalteten Hände sanken langsam hinab in ihren Schooß. Sie

betrachtete ihn lange mit einem süßen Lächeln, und wurde es nicht müde ihn anzusehen. Warum mag er nicht spielen? soll ich ihn bitten zum Spiel zu kommen? aber wenn er mirs abschlüge? Sie trat einen Schritt vorwärts, und das Geräusch verrieth sie dem Knaben.

Er sah auf und sah sie an, und Valeria's Wange wurde roth; sie gieng beschämt mit zögern bald, bald schnell den Gang hinab und bei ihm vorüber.

Sylvius stand auf, wie sie näher kam. Valerien war es, als ob sie etwas sagen müßte; sie öffnete die Lippen, schloß sie wieder, erröthete nur nnd eilte dann schneller davon.

Sylvius sah Valerien nach und that einige Schritte vorwärts. Sie verschwand hinter den Hekken und er sezte sich wieder an die Bildsäule; allein seine Gedanken waren unterbrochen. Seine Augen fielen nicht mehr in die Wolken, sondern in das Gebüsch, wo das Mädchen verschwunden war.

Nach einigen Minuten stand er auf und wollte zu den übrigen Knaben gehen; er fand Valerien noch im Gebüsch. Sie stand auf den Zähen an einem Rosenstrauch, eine Rose zu erreichen, die höher hieng als ihre Finger reichen konnten.

Soll ich dir helfen? fragte Sylvius treuherzig. Die Kleine drehte sich zu ihm, und nikte freundlich, und Sylvius grieff in die Dornen, und bog die Ranke nieder, und Valeria brach die Rose ab.

Sylvius ließ die Ranke fahren, und betrachtete

seine Hand; die Dornen hatten ihn gerizt. Laß sehen, sagte Valeria, und nahm die Rose zwischen die Lippen, laß sehen, ob Stacheln in deiner Hand sizen. Sie fand einige Stacheln, zog sie heraus, und nun wischte sie über seine Hand, und sagte: nun ists gut. Sie pflanzte die Rose vor die Brust, und fragte: warum saßest Du denn dort so allein? spielst Du nicht gern? ich spiele gern!

So giengen sie neben einander her den Gang hinab, und schwazten vertraulich, schlugen die Hände in einander, standen bei jedem zehnten Schritt still, um zu lachen und zu scherzen. Sylvius sollte ihr sagen, warum er im Tempel beim Opfer geweint habe, und er wußte es nicht, und beide lachten herzlich über die Thränen beim Opfer.

Nun aber, Sylvius, mußt Du nicht wieder weinen: du mußt fröhlich sein, und lachen. Das versprach er denn aus vollem Herzen, und nun gieng es zu den übrigen Kindern. Kaum waren sie da, so näherte sich auch der Priester um die Knaben zurük zu führen. Noch einmal schlugen die Mädchen und Knaben die Hände in einander. Sylvius Hand fiel in Valeriens Hand. Er hüpfte jezt so fröhlich, als er vorher wehmüthig gewesen war.

Der Priester führte die Knaben weg: Sylvius sah sich im Gehen oft nach den Mädchen um, und auch Valeria betrachtete ihn wie er gieng, und das

Thor schloß sich hinter ihm, und trennte ihn von dem Tempel und den Mädchen.

Sylvius hofte jezt mit großer Begierde auf das nächste Fest der Göttin. Es erschien, und mit ihm die kleine neunjährige schöne Valeria. Sie standen gegen einander über, und ihre Blike lächelten einander zu; o süße Unschuld der Kinderjahre! sie fand kein Verbrechen in ihrem Lächeln und er keinen Triumph in den holden Bliken, womit sie ihn betrachtete. Er zitterte nicht mehr bei den Anblik der Vestalinnen, denn Valeria sah lächelnd ihn an, wenn er sich dem Altare näherte.

Im Garten flog er sogleich zu den Mädchen; er spielte fröhlich ihre Spiele mit ihnen; Mädchen und Knaben liefen um die Wette, oder sie tanzten zusammen, oder sie saßen auf den Rasen und erzählten Mährchen. Sylvius lief nur mit Valerien um die Wette, und immer kamen sie zugleich ans Ziel; Valeria reichte ihm die Hand beim Tanz, und beim Erzählen saß Sylvius zu den Füßen der Valeria, auf ihr Mährchen horchte er mit Lächeln und Aufmerksamkeit, und wollte der Priester die Knaben zurük führen, so war es für Valeria und Sylvius immer noch zu früh.

Mit jedem Tage, da sie sich sahen, nahm die Fröhlichkeit der beiden unschuldigen Kinderseelen, aber auch ihr Vertrauen zu; noch näher banden sie sich an einander, da die meisten der Knaben und Mädchen den Tempel verließen, und an ihre Stel-

le immer neue Kinder kamen, die Dienste im Tempel zu versehen.

Auch Tullius wollte den Knaben, da er zwölf Jahre alt war, aus dem Tempel nehmen. Er sagte es dem Knaben: höre mein Sohn, nun ist es Zeit, daß du den Tempel verläßt; bestürzt sah ihn der Knabe an: verlassen? den Tempel? — Du sollst nun dies heilige Gewand bald mit dem Kriegskleide, die Opfergefäße mit der Lanze, und dem Schwert vertauschen.

Der Knabe schlug voll Betrübniß die Augen nieder, und schwieg. Tullius lenkte das Gespräch ab; allein nach einigen Tagen führte er ihn auf den Markt. Auf der Tribune stand der König, und vor ihm die römischen Adler. Die Bürger wurden zu einem Feldzuge aufgerufen, ihre Namen verzeichnet, und der morgende Tag wurde zum Soldateneide bestimmt. Auch diesen Tag war Sylvius auf dem Markte.

Er sah die dampfenden Altäre; er sah wie Tausende sich herandrängten um den Eid zu schwören, dem Vaterlande treu zu sein! Die Priester weihten das Heer. Die Trompeten schmetterten, die Adler wurden unter die Legionen vertheilt, ein lautes Jauchzen der Krieger verbreitete sich. Die Weiber drängten sich in die Reihen; wo Sylvius stand, umarmte ein schönes Weib einen Krieger, und hielt ihm einen Knaben an die Lippen: segne ihn, segne

ihn jezt, Lukullus! segne Deinen Sohn in Deinem schönsten Schmuke, in den Waffen, die bald das Blut der Feinde Roms vergolden werden. O werde wie dein Vater, mein Sohn! — so rief das Weib und sank in die Arme des Mannes, und spielte liebkosend mit seinen Waffen.

Die Trompete gab das Zeichen. Schnell tönte die ganze Musik des Krieges, und zwischendurch das Geräusch der Waffen und die Schritte der fortziehenden Männer. Ehrerbietig wich das Volk auf beiden Seiten den Kriegern aus. Die Mädchen bewarfen sie mit Blumen, überall begleitete und empfieng sie das segnende Gejauchz des Volks.

Mit blizenden Augen, mit einem fröhlichen Zittern betrachtete Sylvius den Zug. Seine Seele lag in seinen Augen, er hörte nicht was Tullius ihm sagte, er sah nichts als die Krieger; er war ausser sich.

Wie sie zu Hause kamen, so sagte ihm Tullius: Sylvius, du sollst nun bald dein Priestergewand mit dem Kriegskleide vertauschen, und mit Entzüken sprang der Knabe an Tullius hinauf und rief: wann? o wann, mein Vater? —

Er wünschte jezt schon mit ausziehen zu können, die Tage dauchten ihm lang, die er noch warten sollte. Wie er das erstemal Valerien wiedersah: Höre Valeria, fieng er voll Entzüken an; bald werde ich den Tempel, und Dich — er sah sie an, ein andres Gefühl verdrängte sein Entzüken —

Dich? Dich verlassen? sezte er langsamer hinzu: Dich verlassen?

Valeria verstand ihn nicht: was, Sylvius? was meinst Du?

Mein Vater hat mir gesagt, daß ich nun bald Dich verlassen müßte! ich soll das Tempelkleid —

Mich verlassen? hat Dein Vater gesagt? mich verlassen? Ich habe ja Deinem Vater nichts zu Leide gethan; ich habe ihn noch nie gesehen.

Nein! Valeria! sieh, ich soll Soldat werden, und darum muß ich bald den Tempel verlassen: das meint mein Vater; und ich freute mich so von Herzen, und nun auf einmal ist meine Freude dahin.

Und Du willst auch den Tempel verlassen? — Lieber Sylvius, thue das nicht, wenn Du mich liebst. Sie reichte ihm die Hand, und sah ihn traurig an: thue es nicht, lieber Sylvius!

Sylvius antwortete lange nicht eine Sylbe, er sah auf die Erde; und da er sein Auge hob, und Thränen über ihre schöne Wange rollen sah; da drükte er ihre Hand, und sagte: nein, weine nicht, Valeria! ich will es nicht; nein ich will Dich nicht verlassen. Nein, Liebe, ich hatte es nicht so bedacht, wie ich es meinem Vater versprach. Sieh, da tönten die Trompeten, und die Flöten, und die Schilder und die Lanzen rasselten, und das Volk schrie und lärmte; da hatte ich Dich über den Lärmen vergessen; hätte ich nur einmal an Dich ge-

dacht, sieh, liebe Valeria, da hätte ich nein gesagt; aber ich hatte Dich vergessen.

Nun, mein lieber, lieber Sylvius, vergiß mich nicht wieder, wenn du einmal wieder den Lärmen hörst; willst Du?

Gewiß nicht, mein liebes Mädchen! gewiß nicht!

Ach Du wirst mich doch wieder vergessen, wenn die Flöten und die Schilder von den Soldaten tönen: Du wirst mich doch wieder vergessen; ich seh es schon voraus! sagte sie traurig. Doch warte, kann ich Dir denn nichts geben, das Dich an mich erinnert? Sie stand und sann. Wann mein Vater ins Feld zieht, so küßt er meine Mutter und sagt: vergiß mich nicht; aber das ist nichts! So ein Kuß vergeht. — Sieh ich habe nichts, nichts, das ich Dir geben kann.

Nein, bei der Vesta! ich will Dich nicht vergessen, nun kannst Du mir doch trauen.

Nein! nein! Hier, hier, geschwind! nimm, ehe uns die andern sehen! Sie hatte schnell ihre Scheere hervorgezogen, und eine Haarloke, die auf ihrer Schulter schwamm, abgeschnitten. Und nun, wenn Du auf den Markt gehst, so trage meine Loke in der Hand, willst Du? —

Sylvius versprachs, und Beide kehrten fröhlich wieder zu den Spielen der andern zurük; allein noch wohl zehnmal erinnerte sie ihn den Morgen

an ihre Haarloke, und Sylvius versprach sie nicht zu verlassen.

Wie der Knabe seinen Vater wieder sah, so bat er ihn flehentlich, ihn im Tempel zu lassen. Tullius fragte nach der Ursach seines veränderten Entschlusses. Sylvius verschwieg die wahre Ursache, weil er sich schämte zu gestehn, er liebe Valerien mehr als seinen Vater. Tullius bekämpfte des Knaben Entschluß mit den reizendsten Bildern der Ehre und des Ruhms; und aufs neue wußte Sylvius nicht, wem er folgen sollte. Er versprach sich zu bedenken.

Er trug Valerien aufs neue die Wünsche seines Vaters vor. Sieh, Valeria, sieh, laß mich immer gehen. Ich verlasse den Tempel, Du verläßt ihn, dann komm ich in Deines Vaters Haus, und wir sehen uns alle Tage. Denke, wenn ich nun aus dem Felde komme, und erzähle Dir von den Schlachten, wie viel Feinde ich erstochen habe. —

Pfui, Sylvius! Wie könntest Du das, einen Menschen erstechen? Nein, geh, so bin ich Dir nicht mehr gut.

Oder nun sieh, das will ich Dir denn nicht erzählen. Aber dann bring ich Dir eine Krone, die der König mir gegeben hat, oder ich bringe Dir Beute von den Feinden.

Nein, das alles geht nicht, Sylvius. Ja, wenn ich aus dem Tempel dürfte. Ich muß Vesta-

lin werden, und dann darf ich nie wieder aus den Mauren des Tempels.

Warum mußt Du denn das?

Ja, mein Vater will es. Freilich, wenn wir so Beide heraus könnten, so wäre mir's gleich. Nein, lieber Sylvius! Du mußt im Tempel bleiben, denn sonst stürbe ich vor Angst, wenn ich Dich nicht mehr hätte.

Ja, so muß ich bleiben! antwortete Sylvius nachdenkend. Schade, daß es nicht so gieng.

Er blieb. Er überredete seinen Vater mit Thränen und Bitten ihn im Tempel zu lassen.

Aber was willst du immer im Tempel machen? fragte Tullius.

Ich komme dann bald unter die Jünglinge im Tempel, dann werd ich Priester, und dann — lebt doch der Oberpriester seit seinem sechsten Jahre im Tempel.

Tullius lächelte. Nun dann, ich hoffe, das Feuer in deinen Augen, und dein Herz werden dir bald die Mauren des Tempels zu einem Gefängniß, und die Hymnen zu Klagegesängen machen. Du wirst wohl am Ende heraus verlangen. Sylvius brachte voll Freude seiner Valeria die Nachricht, und sie faßte ihn bei beiden Händen, und tanzte laut lachend mit ihm im Garten umher.

Mit jedemmale, da sie sich sahen, wurde das Verlangen, sich oft zu sehen, feuriger. Sie suchten nun bald die einsamen Gänge im Garten auf, und

giengen da Hand in Hand in stillen Gesprächen, und zärtlichen Liebkosungen neben einander her. Tullius hofte vergebens, daß Sylvius Herz den Tempel zu einem Gefängniß machen sollte; sein Herz machte ihn den Tempel und den Garten zu den Gefilden des Elysiums. Er durchträumte in stiller Einsamkeit die Tage durch, die er von Valerien getrennt war, und nur den Tag, da er sie wieder sah, lebte er. Ja, er hatte sogar die Verwegenheit, die hohe Mauer, welche die Priesterwohnung von dem Garten der Mädchen absonderte, zu ersteigen, und seine Blike sahen Valerien. Sie gieng einsam, den Kopf auf die Brust, die Hände übereinander geschlagen im stillen Tiefsinne den Gang an der Mauer weg.

Wie gern hätte er ihr zugerufen; allein noch andere Mädchen waren in diesem Gange, und Valeria verließ ihn, um den Gang aufzusuchen, wo sie allein den Gedanken an Sylvius nachhängen konnte.

Bei der nächsten Zusammenkunft erzählte er Valerien sein Wagstük, er führte sie dahin, wo er gewesen war; er zeigte ihr den Baum, der ihn auf der Mauer verborgen hatte. Sie betrachtete mit Zittern die Höhe der Mauer: o Sylvius! sagte sie voll Zärtlichkeit und legte ihre Stirn auf seine Schulter.

Er bat sie oft diesen Gang zu kommen. Sie schlug es schlechterdings ab, und sie flehete ihn so lange, bis er ihr bei dem heiligen Feuer zuschwor, nicht wieder die hohe Mauer zu ersteigen; und dennoch war sie denselben Abend schon in diesem Gange,

und mit glühendem Herzen sah sie hinauf, und erwartete mit jedem Augenblik, daß er erscheinen würde, und wurde verlegen, und roth, wenn ein andres Mädchen in diesem Gange erschien.

Auf der andern Seite der Mauer stand der Geliebte, und Schwur und Verlangen kämpften mächtig in seiner Brust um den Sieg. Schon oft war er halb hinauf, und er stieg wieder nieder; endlich stieg er dennoch hinauf, allein die Stille im Garten sagte ihm, daß die Mädchen schon fort waren. Er harrte dennoch bis tief in den Abend hinein, und stieg unmuthig zurük.

Ein paar Tage darauf siegte sein Verlangen Valerien zu sehen. Er stieg hinauf. Sein erster Blik in den Garten traf ihr Auge. O Vesta! rief das Mädchen, und bebte zwei Schritte zurük; sie hob die Arme auf, sie zitterte; sie lief unter der Mauer hin und wieder. Hast Du mich lieb, flüsterte sie endlich an der Mauer hinauf: so steig zurük! und er verschwand.

Sie dankte in einem stillen Gebete der Göttin, daß er fort war; denn eben wie er zurük war, kamen zwei andre Mädchen schnell aus dem Gebüsch hervor, und riefen sie zum Begiessen der Blumen.

O wie hast Du mich erschrekt, lieber Sylvius! sagte den andern Tag das Mädchen zu ihm, und drükte seine Hand an ihre klopfende Brust: nein, das thu nicht wieder, wenn Du Deine Valeria liebst!

Sylvius lächelte; aber, fieng er dann traurig an; Valeria, wie kann ich, oft länger als einen halben Monat, zubringen, ohne Dich zu sehen? O Valeria, wenn Du mein Herz hättest, Du würdest mich bitten hinauf zu steigen.

Dein Herz? — Nein, Sylvius, wünsche nicht, daß Du es je fühltest, was in diesem Herzen vorgeht, wenn ich Dich nicht sehe. Sieh: da geh ich hier an der Mauer, die Dich einschließt, und ich wünsche, daß meine sehnsuchtsvollen Blike sie öffnen könnten! und oft ist mir's, als ob sie einstürzen müßte, so starr seh ich dagegen. Sieh, da ist mirs dann, als ob ich Deine Stimme auf der andern Seite höre; ich horche, ich verwünsche das Gezwitscher der Vögel, das Rauschen der Bäume; ja, lieber Sylvius, gestern Abend schlich ich noch spät hieher, um zu horchen, ob ich nicht einmal Deine Stimme hören könnte. Hier saß ich unter diesen Bäumen, und mit jedem Augenblik mußt ich hinauf sehen, es war mir als ob Jemand leise: Valeria! gerufen hätte.

Und Du warst allein im Garten, Valeria? die andern Mädchen nicht.

Nein, am Abend gehen wir nicht hinein. Wir sizen bei den Priesterinnen, und weben und erzählen und singen Gesänge bis wir uns niederlegen.

Jezt schloß er Valeriens Hand in beide Hände, drükte sie fest, und neigte sein Auge bittend nahe vor das ihrige: höre Valeria, heute Abend, komm wieder, ich komme dann auch, und rufe, und singe,

Du hörst meine Stimme, und ich die Deinige! Willst Du? o laß Dich erbitten!

Nein, Du stiegest wieder hinauf und dann stürbe ich vor Angst.

Liebe, liebe Valeria, laß Dich erbitten; laß Dich erbitten! deinetwegen bin ich im Tempel geblieben, und Du wolltest mir die Kleinigkeit abschlagen? Er streichelte ihr die Wangen, er küßte ihr die Hände, er bat, er flehte, und Valeria konnte nicht widerstehen. Sie versprach es, wenn er nicht hinaufsteigen wollte.

Valeria konnte den Abend kaum erwarten. Mit dem ersten Strahle des Mondes schlich sie in den Garten, sie flog an der Mauer hinab, sie hob ihre Augen, und erblikte ihn schon oben. Schon seit einer Stunde hatte er zitternd oben gesessen, und auf sie gewartet. Endlich öffnete sich die Thüre, er hörte es, und bebte. Sie flog den Gang zu ihm, er glühte. Sie sah hinauf. Valeria! rief er leise, liebste, beste Valeria! und sie wagte es nicht zu antworten.

Sie winkte ihn zurük zu steigen; er verstand sie in der Dämmerung der Gebüsche nicht, er hielt die Bewegung mit der Hand für ein Winken. Rasch sprang er in die Zweige des Baums, sprang von Zweig zu Zweig, noch ein Sprung und er stand unten und nahm sie in seine Arme.

O Götter! o Götter! so rief Valeria einmal übers andre, während er herab stieg. Sie flog

schnell zehn Schritte den Gang wieder zurük, dann näherte sie sich wieder, dann sah sie ängstlich umher ob Niemand käme; wie er unten war, so sank sie in seine Arme, drükte ihn heftig und wild an ihre Brust, verschlang seine Küsse mit ihren Lippen.

Alles dies war das Werk einiger Minuten, sie drängte ihn an den Baum zurük. Wie ein Vogel war er wieder oben, auf der Mauer, an der andern Seite hinab, und sie hörte schon seinen Gesang jenseits, da sie hier noch ganz leise rief: fort! fort Sylvius! Sie wollte antworten, und vermochte nichts als Seufzer hervorzubringen. Sie war ausser sich. Sie fühlte jezt die heisseste Liebe, ihr Herz konnte sie fühlen, denn sie war jezt vierzehn Jahre alt und er fünfzehn.

Mit heissen Thränen bat sie ihn das nächstemal, nie wieder es zu wagen, in den Garten hinab zu steigen: der Schreken, lieber Sylvius, hat mich krank gemacht, sezte sie hinzu: ich schrie die Nacht im Schlafe auf, ich habe Deinen Namen ausgesprochen. Nein, schone meiner, lieber, lieber Sylvius.

Sie bat ihn so flehentlich, mit so rührenden Liebkosungen, daß er unter Thränen es ihr versicherte, und Wort hielt. Wie glüklich würden wir sein, wenn wir uns immer sehen könnten! rief sie, und sah ihn lächelnd mit bethräntem Auge und sehnsuchtsvoll an: o ihr Götter, wie glüklich würden wir sein! Aber, theurer Sylvius, wie unglüklich

wären wir nicht, wenn wir uns gar nicht mehr sehen dürften! ach und Sylvius, wie leicht könnte dieß kommen, wenn man Dich einmal im Garten erblikte. Nein, Sylvius, seze nicht das Leben Deiner Valeria aufs Spiel, denn, bei der heiligen Göttin! ich würde die Trennung von Dir nicht überleben!

Sieh, wir sehen uns alle Monate zweimal; ach, freilich für meine Liebe nur einen Augenblik gegen ein Jahrtausend; allein — o Sylvius, wenn ich Dich je ganz verlöre.

So sprach das reizende Mädchen, und drükte seine Hand bald an die heissen Lippen, bald an ihr nasses Auge, bald an ihre wallende Brust, und in seine Seele floß Ruhe und Genügsamkeit. Mit einer unbeschreiblichen entzükkenden Freundlichkeit sah er sie an: nein Valeria! sagte er, und ein Strom der frohesten Thränen brach aus seinen Augen: nein, Valeria, ich will zufrieden sein! Ein Händedruk von Deiner treuen Hand, ein Lächeln von Deinen schönen Lippen, ein freundlicher Blik von Deinem gütigen Auge, ein Kopfneigen von Dir! und ich will den Göttern danken für das Glük meiner Tage!

Ihre Herzen waren voll der reinsten Liebe; keine unreine Begierde zwang ihre Augen in die Zukunft zu bliken. Sich sehen, sich sprechen, war alles, was ihre Herzen wollten und wünschten; dies hatten sie, und diese Hoffnung ließ ihnen auch

die allerentfernteste Zukunft. Sie waren glüklich; denn die Zukunft war in die hellsten Farben gemalt; sie Priesterin der Göttin, er Priester, und dann, dann konnten sie sich alle Tage sehen. Sie hätten ihre Hoffnung nicht um das Glük der Götter getauscht.

Die entstehende Liebe ist mit einem Nichts reich, die wachsende ist in den Wünschen bescheiden, nur die glükliche Liebe hat nie genug.

Den beiden unschuldigen Seelen fiel es nicht ein, daß sie mehr wünschen konnten, als was sie schon hatten; sie ahneten es nicht, daß die Liebe noch andere Freuden zu ertheilen hatte, als die Freuden des Händedruks, des Lächelns und des vertraulichen Geschwäzes. Beide im Tempel erzogen, Kinder, nun schon Jahre lang von ihren Vätern getrennt, welche im Felde gegen die Sabiner standen, beide ohne Rath, ohne Erfahrung; sie überliessen sich allein ihrem liebevollen Herzen, sie folgten der Hand der Natur.

Sylvius ahnete es nicht, daß Valeriens Gelübde ewig Jungfrau zu sein, das sie nun nach wenig Monaten ablegen sollte, ihrer Liebe drohete, und Valeria eben so wenig. Bei einander leben! das hinderte das Gelübde nicht. Valeria freute sich auf den Tag, es war ihr als sollte sie das Gelübd ablegen, ewig die Priesterin Sylvius zu sein.

Der Tag der Weihe Valeriens kam immer näher, und auch der Tag da Sylvius die Opferknaben

verlassen, und in die Reihe der Priester treten sollte. Ein wenig ängstlich sahen sie ihren neuen Verhältnissen entgegen, aber ohne Furcht.

Das leztemal, da Sylvius sie noch unter den Opfermädchen in den Tempel treten sah, schien ihm ihr Auge unruhig, ihre Stirn dunkel; sie schlug bange und nachdenkende Blike auf den Jüngling. Kaum waren sie in den Garten, so flog er in das Gebüsch, und Valeria kam, kam mit langsamen bedächtigen Schritten, und einem finstern Nachdenken auf der Stirn.

Sie reichte ihm die Hand, sie wollte ihm zulächeln, allein ihr Auge wurde ernst. Sylvius! sagte sie: mir ist so bang, so ängstlich. Ach, wie hat mich verlangt Dich zu sprechen!

Sylvius bestürmte sie mit Fragen, und nun erzählte sie ihm. Vor einigen Tagen war ich bei Pompeja; Du kennst sie, die schönste unter den Vestalinnen, die immer beim Opfer Thränen vergießt, und so blaß ist. Bei der war ich. Bald, bald bin ich nun deine Schwester! sagte ich ihr, und drükte ihre Hand an meinen Mund.

Armes Mädchen! antwortete sie mit einem Seufzer und mit einer Flut von Thränen. Ich war bestürzt, und sie zog mich in das Gebüsch, und wie wir allein waren, da nahm sie mich in ihre Arme, benezte mich mit ihren Thränen und nannte mich einmal übers andre unglüklich.

Ich mußte mit ihr weinen, und wußte nicht

warum? So saßen wir und weinten Beide, und da erzählte sie mir von den Gebräuchen der Vestalinnen, und von ihrer Art zu leben. Sylvius, ich bin seit dem traurig gewesen.

Sieh, alle Vollmond nur kommen die Jungfrauen mit den Priestern zusammen, drei Tage, und jeden Tag nur einige Stunden. Aber reden, sagte Pompeja, darfst du nicht ein Wort heimlich mit einem Priester, und wenn er dein Bruder wäre. Jeder deiner Blike wird bewacht, jedes deiner Worte belauscht, ein Lächeln ist hier ein Verbrechen, nur Kummer eine Tugend.

Ach Sylvius, die Worte haben mich sehr traurig gemacht. Ich soll nicht mit Dir reden; sollte nicht mit Dir allein sein? Nein, ich habe Dir immer so viel tausend Dinge zu sagen. Nein, Sylvius! Ich habe alle Nächte durch geweint! Sieh und endlich hat mir eine gute Gottheit eingegeben, wie ich Dich sprechen kann! allein und heimlich sprechen kann!

Und wie, meine Valeria? wie? wie?

Die sechste Nacht habe ich immer die Wache beim heiligen Feuer im Tempel, Du steigst über die innere Mauer, und wir sehen uns im Tempel! Diese Mauer ist nicht so hoch, wie die Gartenmauer die Halle stößt an die Mauer, da ist es leicht für Dich, mein Sylvius, zu mir zu kommen.

Sylvius konnte nichts sagen, im herzlichen

Entzüken drükte er nur ihre Hände an seine Lippen; o wie glüklich werden wir sein! rief er endlich.

Sylvius war nun Priester geworden, und er sollte an dem Tage, da Valeria ihr Gelübde ablegte, sein erstes Opfer verrichten. Er saß den Abend vorher in der Halle des Oberpriesters, des Freundes seines Vaters. Wie glüklich bin ich mein Vater, rief er aus: wie glüklich, daß nun der Tag da ist, der mich noch fester an Dich knüpft! Wie freue ich mich auf die morgende Sonne!

Und Valeria ist Deine Freundin, Jüngling! sagte mit bebender Stimme der Greis, blieb vor ihm stehen, und betrachtete ihn; Valeria ist Deine Freundin, und Du freuest Dich auf den Tag, da sie ihr Gelübde ablegt? — Er schüttelte das greise Haupt. Weißt Du, daß sie auch Morgen feierlich Deiner Freundschaft entsagt?

Meiner Freundschaft? nein, das kann sie nicht! das wird sie nicht!

Eitle Träume! hob der Greis wieder an: eitle Träume. Jüngling, Du bist fröhlich, und bei der heiligen Vesta! wenn Valeria Deine Freundin ist, so solltest Du Thränen vergießen. Eine innere Angst bemächtigte sich des Sylvius, da der Greis das sagte; allein der Gedanke an die sechste Nacht beruhigte ihn wieder. Er schloß sein Auge die Nacht nicht; mit dem ersten Strahl des Morgens war er auf, und wekte mit einer sanften Stimme den

Priester. Es wird heute ein schöner Tag werden mein Vater!

Der lezte schöne Tag für Valerien! antwortete der Greis.

Mit dem ersten Strahl der Sonne traten die Priester in den Tempel, und fanden schon die Vestalinnen um den Altar auf den Knieen liegen. Mitten unter ihnen lag Valeria, die Loken mit Blumen durchflochten, in dem langen Gewande der Priesterin. Sylvius Herz schlug hoch empor, wie er sie erkannte.

Der Opferpriester näherte sich dem Altare, betend sank er nieder und rief die Göttin in geheimnißvollen Gebeten an: Jezt wandte er sich an Valerien, Thränen standen in seinen Augen, wie er auf die Betende niedersah. Mädchen! sprach er: ist es Dein Wille Priesterin der Göttin zu werden? frage Dein Herz? Es darf von jezt an für nichts mehr schlagen als für die Göttin! Deine Wünsche, Deine Begierden müssen hier in den Säulen des Tempels bleiben!

Sylvius erröthete, wie der Priester das sagte, und Valeria wünschte nur mit einem Blike den geliebten Jüngling sehen zu können.

Alle Bande des Bluts und der Natur, die Dich an Eltern, Geschwister, Freunde und an Dein eignes Herz knüpften, sind von dem Augenblike an zerrissen da Du ja sagst. Eine neue Welt hebt für

Dich an, wo neue Geseze herrschen, ernstere, heiligere, reinere Geseze, die Geseze des Himmels! Die Menschen sind von Dir getrennt, sie sind andere Wesen als Du, Du darfst nicht mehr empfinden wie sie; was ihren Augen Thränen entlokt, muß Deine Augen zum Lächeln bringen, ihr Entzüken muß Dir ein verächtlich Spiel sein; verschlossen ist Dein Ohr ihrer Rede, Dein Auge todt für ihre Reize, Dein Herz ohne Gefühl für ihre Liebe; die Menschheit verschwindet Deinen Bliken, und Du lebst unter den Augen der Göttin rein und ohne Fleken, erhaben über die Menschheit, wie sie. Hast Du mich gehört, Valeria?

Sie schluchzte ein leises Ja!

Wenn je Dein Busen von dem Gefühle der Liebe schlägt, wenn Dein Herz je Wünsche wagt, welche die Göttin haßt, wenn je Dein Auge einen Mann liebenswürdig findet, so hat Dich die Göttin verworfen, so fallen die Rächerinnen der geheimen Verbrechen, die Furien über Dein Herz, und rauben Dir jede Ruhe, jeden fröhlichen Augenblik; und breitest Du je Deine Arme aus, einen Mann an Deine Brust zu drüken, so ist Rom Rächerin der Göttin, und Deines Verbrechens. Lebendig verschließt Dich ein furchtbares Grab, und Beil und Gift verfolgt den Mann, der es wagte, der Göttin Heiligthum anzutasten. Hast Du mich gehört, Valeria?

Valeria sank auf den kalten Stein, bleich wie ein Schatten.

Jezt geh, rief der Priester, und wähle! Sie schwankte von zwei Priesterinnen unterstüzt in das Innere des Heiligthums.

Unter Sylvius schwankte der Boden, das Opfermesser entsank seiner Hand, wild schoß sein Auge hiehin und dorthin, jezt erblaßte er, er sank langsam an eine Säule, und dann auf den Marmor nieder. Der Oberpriester winkte, und zwei Priester wollten ihn wegbringen.

Nein, laßt mich! rief er: es ist nichts! es ist mir besser! Eine furchtbare Stille im Tempel. Im Gebet lagen rings die Priester. Das heilige Feuer loderte hoch auf und warf einen blassen Todtenschein durch den Tempel.

Das innere Heiligthum öffnete sich, und Valeria trat heraus von den Priesterinnen begleitet. Sie schwankte, eine Todtenblässe bedekte das schöne Gesicht, ihr Auge war verloschen, ihre Lippen troken; Sylvius wollte aufschreien, wie er sie sah, und vermochte es nicht. Sie sah nicht her, ihr Auge hieng ohne zu sehen am Boden.

Sie sank wieder nieder vor dem Altare, und berührte den Marmor mit ihrer Stirn. Valeria! rief der Priester mit einem warnenden Tone; Hast Du Dich geprüft? sie antwortete nicht.

Sie hat sich geprüft! rief eine Priesterin, die schon ein halbes Jahrhundert im Tempel lebte.

Pompeja schluchzte, bedekte mit dem Schleier die thränenden Augen, und legte die Wange schmerzlich auf die Schulter der näheſten Vestalin. Sie schien etwas sagen zu wollen, allein ein furchtbarer Blik der Priesterin, die eben geredet hatte, traf sie, und sie schwieg.

Valeria! Valeria! Valeria! rief der Priester dreimal gewaltig: willst Du der Göttin Priesterin sein?

Eine Todtenstille im Tempel! Kein Laut, kein Athemzug, man hörte die Thräne fallen.

Willst Du der Göttin Priesterin sein? Ein leises Ja von Boden säuselte.

Jezt hoben die Priesterinnen Valeria auf, sie lag leblos in ihren Armen, die Blumen wurden ihrem Haar entflochten, man schlug die heilige Binde der Göttin um ihre Loken, man heftete den jungfräulichen Schleier auf die Binde.

Der Priester legte ihr die Hand auf die Stirn, und weihete sie; dann drükte er sie an seine Brust, einen sanften Kuß auf ihre Stirn, und zwei Thränen benezten zu gleicher Zeit ihre Stirn. Das sei die lezte Berührung der männlichen Lippe! Sei mir gesegnet Priesterinn der Vesta! So sagte er und stieg die Stufen des Altars hinab.

Zwei Priesterinnen hoben nun die schwache bebende Valeria die Stufe hinauf, ein Opfermädchen brachte ihr Weihrauch, ein Knabe Milch, sie warf beides in die Flammen mit matten Händen, und

dann sank sie wieder in die Arme der helfenden Jüngfrauen.

Die Opferhymne hob an. Sylvius stand da zitternd und bleich wie Valeria. In seiner Brust wüthete ein Gefühl des Elends. Mit starren Augen betrachtete er das Mädchen, und breitete die Arme aus, wenn sie schwankte, als ob er sie auffangen wollte; kaum konnte er das Opfer vollenden.

Die Priesterinnen verschwanden im Heiligthum, die Priester giengen zurük, des Tempels Pforte verschloß sich, und Sylvius fühlte eine fürchterliche Oede, eine unauszufüllende Wüste um sich her. Er sezte sich im Garten, sein Auge vergoß keine Thräne, er dachte nur den Gedanken; ich habe sie verloren!

In dieser fürchterlichen Angst harrte er auf das erste Opfer im Tempel. Er hieng mit seinen Bliken auf der Thüre des innern Tempels. Die Thüre flog auf, die Priesterinnen traten heraus. Das war sie nicht, und diese nicht, die Thüre verschloß sich wieder, und Valeria war nicht unter den Priesterinnen.

O all ihr Götter! seufzte er; wo ist sie? — Niemand hörte den Seufzer. Er sah alle Priesterinnen, alle Priester der Reihe nach an. Niemand öffnete die Lippen zu fragen, wo ist Valeria? Niemand bezeigte die kleinste Unruhe über ihre Abwesenheit.

Wo ist sie? flüsterte er dem neben ihn stehen-

den Priester ins Ohr. Wer? fragte dieser kalt. Valeria, antwortete zitternd Sylvius, und ein kaltes: ich weiß es nicht! war die Antwort.

Endlich fragte der Oberpriester Pompeja: wo ist Valeria? Sylvius beugte sich vorwärts, sein Auge starrte Pompejens Lippen an. Sie ist krank, antwortete sie seufzend. Gefährlich? fragte Fabius. Nein, sie bessert sich.

Sylvius zitterte vor Schmerz und vor Freude. Jezt fühlte er den drükenden Zwang der Geseze des Tempels. Sie war krank, und er sollte nicht an ihrem Lager sizen; er sollte nicht jede Minute sagen: Valeria was machst Du? Er stand oft mit wüthenden Bliken, vor der Pforte, welche Valerien von ihm trennte; er legte in der Stille der Nacht Stundenlang das Ohr an die Pforte, ob er nie ihre Stimme vernähme. Kein Laut, kein erquikender Laut ihrer Stimme ertönte; eine gräßliche Stille füllte seine glühende Phantasie mit den gräßlichsten Bildern.

Endlich war der Mond voll. Er flog mehr als er gieng, er drängte sich ungestüm an die Thüre, wie sie der Oberpriester öffnen wollte. Rasch flogen seine Blike nach allen Gegenden. Sie war nicht da. Er gieng mit den Priestern, und da saßen sie endlich auf marmornen Bänken, verschleiert, im stillen Gespräch, die Priesterinnen, und unter ihnen Valeria.

Eine Feuerflamme durchblizte seine Adern, wie

er sie erblikte, auch Valeria wollte rasch emporfliegen, wie sie ihn erblikte; sie sezte sich langsam wieder nieder, denn eben traf sie ein Blik der ältesten Priesterin. Man gieng im Garten auf und nieder; die älteste der Priesterinnen begleitete Valerien, und verließ sie nie. Geduldig gieng er bald ihnen zur Seite, bald hinter ihnen, bald vor ihnen, allein er konnte ihr nicht ein Wort sagen; sie sah ihn mit einem ziemlich traurenden Blik von der Seite an. Ihr Gesicht war blaß, ihr Gang langsam.

Sylvius stand endlich, und knirschte vor Wuth mit den Zähnen; er verwünschte die Begleiterin Valeriens, ja er sah mit einem verwünschenden Blik in die Wolken und dachte an die Göttin selbst.

Nur zweimal hatte er ihr Auge gesehen. O ihr Götter! rief er, wie? wie erfahr ichs nun, wann sie die Wache im Tempel hat. Eben kam Valeria den Gang mit der Priesterin zurük. Also Morgen, fragte sie kalt und laut ihre Begleiterin, wie sie eben bei Sylvius waren: also Morgen habe ich die Wache im Tempel.

Wie oft hast Du das schon gefragt? ja Morgen! antwortete sie, und sie giengen weiter. Sylvius seufzte aus voller Brust auf, und seine Brust war erleichtert; eine rasche Fröhlichkeit bemächtigte sich seiner. Er flog in die entfernteste Gegend des Gartens. Da stand er und schlug die Hände zusammen, und dankte den Göttern. Die wenigen

Stunden die sie im Garten zubringen mußten, dünkten ihm eine Ewigkeit. Endlich rief Fabius die Priester zum gehen. Noch einmal sah er Valerien an; ein schnelles Lächeln und ein Winken mit ihren Augen preßte ihm Thränen aus. Er taumelte aus dem Garten.

Mit einer zusammenpressenden Angst dachte er an die Menge der Augenblike zwischen jezt, und dem Augenblik, da er sie sehen sollte. Er betrachtete unaufhörlich die Sonne, wie eine Sonnenwende. Ach daß ich nur einmal die Allmacht der Götter hätte! rief er, und hob die Hände gen Himmel: nur einmal, um den morgenden Tag zu vernichten. Er schlief nicht, ängstende Träume verjagten den Schlummer, wenn sein Auge geschlossen hatte. Das erste Dämmern des Morgens hielt er für die Morgenröthe, und ihren ersten Strahl für den Strahl der Sonne. Endlich stieg die Sonne hinter der Mauer herauf, und er jauchzte und schlug voll Freude die Hände zusammen. Er zählte die Stunden unzählige male. Gegen Abend maß er hundertmal seinen Schatten, und überredete sich selbst, daß er länger geworden sei, seit er das leztemal gemessen hatte.

Der helle Abend schien ihm Dämmerung, und die Dämmerung schien ihm Nacht. Aengstlicher war ihm kein Tag seines Lebens gewesen als dieser, aber entzükender sollte ihm nie eine Nacht wieder sein, hoffte er, als diese.

Eben so lang waren auch Valerien die beiden Tage geworden; endlich war der Abend da, sie trat in den Tempel mit einem fröhlichen Zittern. Immer wurde der Schatten unter den Säulen dunkeler, immer heller glänzte die Flamme des heiligen Feuers. Jezt wird er kommen, dachte sie, wenn das kleinste Geräusch ihr Ohr traf; sie flog mit kochender Brust die Stufen hinab gegen die Thüre; aber am Abend war noch lichte Dämmerung, kaum konnte ihr starres Auge nur einen Stern in dem Blau des Himmels erbliken. Nach und nach starb das Geräusch; stiller und heimlicher wurde die Stille; jezt lag auch die Finsterniß um den Tempel her. Die Sterne funkelten alle im schwarzen Gewölke, da hörte sie ein Geräusch, jezt wieder eins. Er ists! rief sie mit verbreiteten Armen. Sie flog an die Mauer, sie bebte; er war es, er sank in ihre umschlingenden zitternden Arme.

Ihre Thränen vermischten sich, ihre Arme schlangen sich in einander, Brust an Brust, Lippe an Lippe standen sie lange und schluchzten, und Sylvius! Valeria! waren die einzigen Worte, welche die Liebe der ohnmächtigen Zunge abzwang.

Da hielt er sie in seinen Armen, und wollte sie betrachten, einen Blik warf er zu den Sternen, als ob er sie bitten wollte, Valeriens Gesicht zu erleuchten.

O Götter, rief er, daß es mir nicht vergönnet ist, Dich zu sehen! Dein freundliches Auge, Deine

Rosenwange. Valeria Dir ist doch wohl? Du warst blaß! —

Sie konnte noch nicht mit Worten antworten; sie antwortete mit zitternden Seufzern, mit Thränen und Küssen.

Endlich legte sich der Sturm der wilden Leidenschaft, und verwandelte sich in eine fröhliche Wehmuth. Sie giengen in den Tempel, hier betrachtete er sie bei der Flamme des heiligen Feuers. Die Thränen in den Augen blizten wie Sterne; ihre Wange war wieder roth wie die Morgenrose. Nun sezten sie sich auf die Stufen des Altars, er nahm sie in seine Arme, sie legte ihre Wange an seine Brust, und nun flüsterten sie die süßesten Worte, und unterbrachen sie wieder mit Liebkosungen und Küssen.

Sylvius hatte seine Furcht, seine Ahnungen, die Worte des Oberpriesters vergessen, und sie die Ahnungen ihres Herzens. Sie schwammen Beide in dem reinsten Genusse ihrer Liebe. Tausend Dinge hatten sie sich zu erzählen, und zu fragen. Valeria erzählte, und Sylvius unterbrach ihre Erzählung mit einer neuen Frage, die er beantwortet haben wollte, Valeria antwortete, und unterbrach sich selbst um ihn nach etwas zu fragen, was ihn betraf.

So saßen sie. Auf einmal fieng Valeria aufspringend an: Götter es ist Morgen! — O Götter, schrie sie noch bestürzter: Götter! das heilige Feuer ist verlöscht. Gleich sprang Sylvius auf, laß

mich! rief er; er suchte in der Asche, und fand noch einige glühende Kohlen.

Behutsam blies er sie an, legte neues Holz zu und Valeria blies in der Angst auf seine Hand, die sie ergriffen hatte. Jezt loderte das Feuer wieder hell auf, und sie lächelte fromm zum Himmel und sagte: o Vesta, eine Jungfrau soll dein Feuer erhalten; gute Göttin, zürne nicht, die frömmste Liebe hat es wieder entzündet. Nein, sprach sie und fiel dem Jüngling in die Arme: nein, die Furien werden mich nicht verfolgen, daß ich Dich in meinen Armen habe. Sieh wie hell, wie rein die Flamme brennt, die Dein Mund entzündet hat! Nein, Vesta ist uns günstig. Aber Sylvius, sieh, sieh dort bricht die Morgenröthe hervor. Nun geh, doch noch eins! Ich könnte einmal nicht hier sein. Wann der sechste Tag kommt, so komm wieder, und hörst Du mich die Hymne der Göttin singen, so steig über die Mauer. Schweigt aber alles; so wacht eine andre Jungfrau.

Wie war das, Valeria! ich sah Deinen Mund und hörte nicht ein Wort.

Sie wiederholte. Immer heller wurde der dämmernde Morgen. Sie sanken einander in die Arme, sie weinten, sie schluchzten. Leb wohl, Valeria! Leb wohl, Sylvius! aufs neue Küsse und Umarmungen; O geh, geh! sieh das Feuer erlischt zum zweitenmale!

Sie trieb ihn ängstlich fort. Er stieg auf die

Mauer. Leb wohl! flüsterte er noch einmal: leb wohl! lispelte sie, und sie gieng in den Tempel, blies die Flamme an, und dann warf sie sich mit der Stirn auf den Marmor und betete schluchzend um Glük für ihren Sylvius. Das sah er; denn er saß noch auf der Mauer; das sah er; und er troknete sich das Auge; er hob die Hände auf zum Himmel! meine Valeria! rief er und nun sprang er wie ein Reh von Stein zu Stein, und die hellste Morgenröthe leuchtete dem liebenden Jüngling auf dem gefährlichen Wege.

Aller Kummer war vergessen, kein ängstlicher Gedanke mehr! die helleste Hoffnung, die reinste Heiterkeit belebte die Herzen beider Liebenden. Fröhlich war nun wieder Valeria, ihr Auge ohne Thränen, ihre Wange blühete wieder, sie tanzte, sie sang, sie segnete die Mauren des Tempels. Es war der Tempel der Liebe.

Die Jungfrauen erstaunten über des Mädchens heitere Seele; dann immer waren Thränen das einzige Geschäft aller Jungfrauen die ersten Jahre des Priesterthums gewesen. Sie gewann die Herzen aller Priesterinnen: eine süße Bescheidenheit, eine reizende Einfalt, eine gefällige Demuth gaben ihrer Heiterkeit so etwas Rührendes, daß selbst der Stolz der ältern Priesterinnen gegen sie das Bittere verlor, und der Neid der jungen und traurenden sogar zur Freundschaft wurden.

Aber fröhlicher war nie eine Braut am Tage

der Hymenäen, als Valeria, wenn sie die Wache im Tempel hatte. Sie flog in den Tempel, und wenn sie den ersten Stern am Hymmel erspähte, so sang sie jauchzend die Himme der Vesta. Mit immer neuem Entzüken stieg der Jüngling über die Mauer, und sank in ihre Arme. Bald giengen sie unter den Säulen des Tempels, die Arme in einander gewunden, oder sie saßen nebeneinander auf den Stufen des Altars, sie ruhete an seiner Brust, ihre Hände lagen in seinem Schooße, oder spielten mit seinen Loken, oder sie saß auf seinen Knien und schlummerte auf seiner Schulter, den Arm um seinen Hals geschlungen, die Lippe an seine Wange gedrükt; und dann standen sie an der Flamme des Feuers, betrachteten sich lächelnd, drükten sich die Hände, und nimmer war die Zunge müde zu reden, nimmer das Herz leer an Wonne, nimmer das Auge an Liebe; immer war die längste Nacht kurz wie ein Augenblik, und die sechs folgenden Tage lang wie sechs Jahre.

Ihre Liebe war rein, wie das heilige Feuer, der Zeuge ihrer Liebe. Oft, wenn die Nacht kalt war, öffnete sie den jungfräulichen Schleier und verhüllte sich und ihn, und sein Gesicht ruhete an ihrem keuschen Busen. Sie bebten von Entzüken, aber nicht vor Wohllust.

O Valeria! sagte er oft: wenn die Götter uns lieben, so mag so einmal uns der Tod überraschen, so mich an Deinem keuschen Busen, und Dich in

meinen Armen, hier am Altare. So finde man uns, und eine Urne umfasse dann unsere Asche, so wie eine Seele uns beseelte!

Sie lächelte und drükte ihn fester an ihr schlagendes Herz, und sagte leise flüsternd: das geben die Götter!

Der Krieg mit den Sabinern war zu Ende; die Sabiner unterjocht, und die römischen Heere kehrten nach Rom zurük mit Lorbeern gekränzt und folgten jauchzend dem Triumphwagen des Tullius.

Laut jauchzend eilte Sylvius dem geliebten Sieger entgegen, er stürzte an den Triumphwagen, er warf sich seinem Vater zu Füßen, er benezte seine Hände mit Freudenthränen. Mit brennenden Augen, mit lautem Geschrei begleitete er den Wagen, bis an den Tempel Jupiters. Hier warf er sich seinem Vater noch einmal zu Füßen, und dann in seine Arme: O mein theurer Vater, rief er vor Freude taumelnd: die Götter sind nicht glüklicher als ich; denn ich habe Deinen Triumph gesehen.

Nein, deine Liebe, mein Sohn, sagte mit bebender Stimme der Feldherr; deine Freude ist mein wahrer Triumph! und dieser Triumph, Römer, ist euch allen erlaubt! sezte er hinzu, indem er die entzükten Blike auf die Umstehenden warf. Er schloß den Jüngling in seine Arme, und das Volk bewarf sie beide mit Blumen. Tullius opferte den Göttern seine Gelübde, und kehrte an der Hand Sylvius in sein Haus zurük.

Die Götter haben mich Dir wieder geschenkt, mein Sohn, und ich danke ihnen dafür, daß wir nun Frieden haben; wenn nur, mein Sylvius, — sieh mein Sohn, ich habe dich allein! Meine Töchter — ein tiefer Seufzer verschlang, was der unglükliche Vater noch sagen wollte. Du bist mein einziges Kind, und die weichliche Ruhe des Tempels, mein Sohn, belohnt Rom nicht. Was siehst du mich so traurig an? Du hast meinen Triumph gesehen, mein Sohn: pocht dir dein Herz nicht, auch dir einen Triumph zu erkämpfen? Verlangst du nicht nach dem Gejauchze eines ganzen segnenden Volkes? Du bist achtzehn Jahre, mein Geliebter; es ist Zeit, daß du ein Römer wirst, deine Thaten sind jezt nichts als Träume, deine Tugenden Hymnen und Opfer, und deine Tage Ruhe: Jüngling, die Ruhe ist Gift, wenn man sie nicht mit Mühe erkauft hat. Tullius Sohn ist seinem Vaterlande mehr schuldig, als einen Opferpriester. Rom nennt meinen Namen mit Ehrfurcht und Segnungen, Roms Feinde mit Zittern und Angst, und der Name Sylvius, soll ihn nie das dankbare Vaterland in die Jahrbücher seiner Geschichte mit Ehrfurcht zeichnen? soll man nie etwas anders von deinem Namen sagen als Sylvius, des großen Tullius Sohn? — Du erröthest? dein Auge brennt? komm in meine Arme! — du bist mein Sohn!

In Sylvius Brust loderte die Flamme des Ruh-

mes hoch auf; er warf sich in Tullius Arme, seine Einwilligung schwebte schon auf seinen Lippen.

Sieh, sezte Tullius hinzu: sieh, wenn du nun heimkehrst aus dem Felde, mein Sohn! wie viel anders ist es dann, als wenn du Priester bist? — Ein junges reizendes Weib eilt dir entgegen, den Säugling auf den Armen, und einen Sohn an der Hand, da empfangen dich aufs neue die Entzükungen der ersten Liebe.

Die Entfernung hat deinem Weibe die frischen Reize der Braut zurük gegeben, und der Krieger, wenn er zurükkehrt, drükt sein Weib an die Brust mit den heissen Erwartungen der jugendlichen noch unbefriedigten Liebe, wenn der Priester, schon längst befriedigt, die Lippe des Weibes verschmäht, die ihm jeden Tag Küsse darbietet.

Sylvius hatte die lezten Worte seines Vaters nicht mehr gehört; ein junges reizendes Weib eilt dir entgegen. Diese wenigen Worte hatten die entzükendsten Bilder in seiner Seele erregt; er sah Valerien als sein Weib; sie stand vor ihm mit einem Säuglinge an ihrem schönen Busen. Sein Auge schwamm in einem stillen, sich selbst genießenden Entzüken.

Zerstreut wandte er sich ab, und suchte die Einsamkeit auf, den reizenden Traum auszubilden. O ihr guten Götter! rief er und strekte beide Arme gen Himmel: Valeria mein Weib! dieses hol=

de reizende Mädchen mein Weib* und Mutter meiner Kinder.

Er versank in eine wehmüthige Stille: die reizenden Bilder, die seine Phantasie sich mahlte, zwang sein Gesicht zu einem freundlichen Lächeln und ach! die Unmöglichkeit dieser Bilder je wirklich zu sehen, goß in diese Freundlichkeit eine rührende Wehmuth. Thränen rollten über seine Wangen, Thränen der schmerzlichsten Freude.

O wie unglüklich, wie sehr unglüklich bin ich! rief er und faltete die Hände auf seinem Schoose und sah mit den thränenden Augen in die Wolken.

Jezt, jezt sah er auf einmal da den fürchterlichen Abgrund, wo er eine Rosenaue gesehen hatte. Sie kann, sie darf nie mein werden! das fürchterliche Gelübde verdammt mich zu ewigen unfruchtbaren Sehnen, zu Thränen, die nie versiegen werden.

Laß mich zurük in den Tempel der Vesta! sagte er am Abend zu Tullius; ich bin nicht glüklich; ich will meine Thränen dort in den schweigenden Hallen vergießen! Meine Klagen sollen nicht Deinen Triumph entweihen! O mein Vater, warum mußte auch Dein Sohn vom Schiksal gezwungen sein, Dich zu betrüben. Ich kann Dir nicht gehorchen: lieben kann ich Dich; allein das ist alles, was Dein Sohn kann. Laß mich zurük in den Tempel.

Tullius glaubte, daß eine unüberwindliche Nei-

gung zum Priesterstande seines Sohnes Herz beherrsche.

Geh mein Sohn! sprach er: geh! zu Thränen will ich dich nicht zwingen; folge deiner Neigung. Glüklich soll Sylvius sein! er sei es, sei es auch im Tempel der Götter!

Sylvius kehrte in den Tempel zurük, und in der schweigenden Einsamkeit, in den dämmernden Hallen, in den schattenreichen Gängen der Gärten kehrten die reizenden, und marternden Bilder mit neuem Leben zurük.

Da lag der unglükliche Träumer in dem dunkeln Schatten des dikſten Gebüsches, und wie festgezaubert, stand vor ihm Valeria, mit alle dem Zauber der jugendlichen Reize; einen Säugling an ihrer Brust; da stand sie und hielt ihm mit lächelnden Bliken den Knaben zum segnen hin; jezt wiegte sie den schäkernden Knaben auf ihren Knien; jezt lief schon der Knabe aus ihren begleitenden sorgsamen Armen in seine Arme, die ihm sich entgegen breiteten. Wohin Sylvius sah, überall stand das himmlische Bild; und die schwarzen Martern des Abgrundes lagen in den Gedanken an die Unmöglichkeit.

Er hörte die Hymne der Vesta, und flog über die Mauer. Ungestüm, mit lauten Schluchzen sank er in des Mädchens Arme: er legte sein Gesicht auf ihre Schulter, er preßte sie wild an seine Brust, seine heissen Thränen flossen in ihren Busen.

O liebster Sylvius, was ist Dir? fragte sie ihn mit zitternder Stimme: warum weinst Du? Nicht wahr, Du sollst mich verlassen?

Wie unglüklich sind wir! antwortete er endlich leise: wie unglüklich sind wir, Valeria!

Valeria schwieg starr vor Schreken, und ihre Hand zitterte in der seinen. Nein, ich will das Elend allein tragen! dachte er jezt, und er verschwieg Valerien die marternden Bilder, seine Begierden, seine Wünsche, und machte die Wünsche seines Vaters zu den Ursachen seiner Thränen.

Noch einmal mußte er Valerien am Altara der Göttin, vor dem heiligen Feuer versprechen, sie nie zu verlassen. Sylvius schwor, und auf Valeriens Gesicht kehrte die Freude, und die heiterste Ruhe zurük.

Nun, erzähle mir, Sylvius! sagte sie vertraulich flüsternd, und zog ihn auf die Stufen des Altars zum sizen, und sezte sich selbst eine Stufe höher und nahm ihn vertraulich in ihre Arme, und legte seine Wange an ihre Brust: nun, erzähle mir Sylvius!

Sylvius fieng an zu erzählen: er stokte, er war zerstreut, er umfaßte Valerien mit Wildheit, er zog sie in seine Arme, er bedekte ihr Gesicht mit heissen wilden Küssen.

So hatte sie ihn noch nie gesehen. Sie überließ sich seinem Entzüken, sie theilte seine Küsse und seine Umarmungen; seine Wangen glühten, seine

Hände zitterten, seine Lippen stammelten unvernehmliche Worte; er war außer sich.

Aber wie bist Du heute, lieber Sylvius? wie bist Du heute? fragte sie ein wenig betroffen: sag mir Sylvius, was ist dir begegnet? — komm her! sei gut! — Sieh, da weinst Du schon wieder! Laß doch, Sylvius! Du bleibst ja hier! Sie sezte sich auf seinen Schooß, sie schlang den schönen runden Arm um seinen Naken, sie wiegte ihre Stirn an seine hin und her, und flüsterte ihm zu: nein, mein guter Sylvius, weine nicht! ich bin ja Dein! So sag mir doch, was ist Dir?

Götter, Valeria! sagte er schluchzend und mit gebrochener Stimme: wenn Du mein Weib wärest! und nun verbarg er sein Gesicht in ihren Busen.

Lieber, lieber Sylvius! das bin ich ja! ich bin ja Deine treue gute Valeria, die Dich liebt, und die Du liebst!

Das bist Du; allein — o wie unglüklich sind wir!

Unglüklich? — nein Sylvius, sei nicht undankbar gegen die guten Götter. Nein ich bin unendlich glüklich, denn ich habe Dich ja.

Wenn Du mein Weib wärest, Valeria; dann hätte ich Dich immer in meinen Armen!

Valeria betrachtete ihn mit einem kleinen Nachsinnen: nun ja, Sylvius, das wäre das höchste Glük; allein — sieh; lieber Sylvius, eben das

ist mir schon tausendmal eingefallen. Wenn ich so ganz allein im Garten bin, und ich size nun da, oder ich gehe so für mich allein, da denk ich tausendmal: ja, wenn du Sylvius Weib wärest, und wir wohnten nun so auf dem Lande, da hätten wir unsre Hütte; da säßen wir Beide, und schäkerten, da giengen wir in einem Gehölz zusammen, und wären so den ganzen Tag zusammen: ja, lieber Sylvius, ach! es ist doch wohl wahr, daß wir nicht ganz glüklich sind.

O ihr Götter, o ihr mitleidigen Götter!

Aber nun sieh, Sylvius, wenn Du nun ins Feld zögest, bliebst ein ganzes Jahr aus, immer zwischen Feinden, Lanzen, Pfeilen und Schwertern! ein ganzes Jahr! ich stürbe in den ersten Tagen. Wenn ich so dächte, da liegt er nun verwundet auf dem Felde, oder da bringen sie ihn schon kalt und starr her! nein, gute Vesta! nein es ist so besser!

O wie gern, wie gern, rief Sylvius, wollte ich mit meinem Leben die Wonne erkaufen nur ein Jahr lang Dich mein Weib zu nennen, Valeria! O Valeria, bedenke, Du lägest in meinen Armen!

Nun, Du sonderbarer Mensch, wo lieg ich denn jezt? sagte Valeria lächelnd, und legte sich ganz in Sylvius Arme.

Ach Valeria, Valeria, o daß diese Mauren zusammenstürzten, und wir könnten in die wildesten Gebürge fliehen, ich und Du allein! die Lie-

be würde die Felsen für uns beleben! — Du mein Weib! mein geliebtestes Weib, und dann — o Valeria — dann der überschwenglichen Wonne! dann Mutter! —

Valeria errötheté, und schlug die Augen ein paar Sekunden nieder. Die Flamme erlöscht doch über unserm Geschwäz nicht, Sylvius? sagte sie, und stand auf und sah nach der Flamme. Sie stand am Feuer glühend roth, und sah verstohlen auf den Sylvius nieder, der seinen Kopf in die Hand gelehnt, nachdenkend da saß.

Laß uns ein wenig in der Halle auf und nieder gehen, lieber Sylvius! sagte Valeria, und reichte dem Jüngling die Hand. Sie giengen beide schweigend und seufzend neben einander her; Valeriens Thränen flossen milde, Sylvius sah es, und warf sich vor dem Mädchen nieder; Valeria, Valeria, ich bin glüklich, denn du bist mein!

O bei der Vesta, mehr Dein, Sylvius, als je ein Weib ihres Mannes war! o Sylvius, Sylvius, zerstöre die Glükseligkeit nicht, die wir haben! Sie streichelte ihm die Wangen, sie liebkoste ihn, sie war so zärtlich, daß sein Kummer zerstreut war, und die alte Vertraulichkeit war wieder da, eben da die Morgenröthe anbrach und ihn aus ihren Armen trieb.

Aber in seiner Einsamkeit kehrte das Bild seiner Valeria als Mutter wieder zu ihn zurük. Seine Phantasie marterte ihn mit dem allerausgemal-

testen Bildern der ehelichen Glükseligkeit. Ungestüm erwachten alle Begierden, die Hymen mit seiner Fakel befriedigt.

Ach, rief er! ich unglükseligster der Menschen, zu ewigen Begierden verdammt, die ich nie befriedigen darf!

Mit jedemmale, da Sylvius Valerien wiedersah, wurde seine Begierde brennender, er lag in ihren Armen, an ihrer Brust mit brennenden Wangen, mit hochschlagendem Herzen, ohne Worte; wilde Umarmungen, glühende Küsse, verrätherische Blike, ein seelenloses Hinstarren erschrekten das arme Mädchen. Sie wollte ihn trösten, sie wollte ihn beruhigen, und ihre Küsse, ihre Liebkosungen machten ihn noch wilder als er schon war.

Da saßen die beiden Unglüklichen neben einander, und wagten es kaum sich anzusehen; kein Wort entfloß ihren Lippen, nur schwere Seufzer verkündigten von Zeit den Kampf ihres Herzens. Sie schauderte, wenn er seine Arme nach ihr ausstrekte, und seine Arme sanken wieder nieder, ehe sie sich um das Mädchen hin schlangen.

Jezt riß er sie wild an seine schlagende Brust, o Götter! rief sie und ihre Hände, die sonst sich so gern um seinen Hals schlangen, stemmte sie jezt gegen die schlagende Brust des Jünglings; ihre Lippen, die sonst seinen Küssen entgegen kamen, wandten sich von ihm ab und seufzten. Ach sie sank

endlich stumm in seine Arme, zu schwach mit ihrem Herzen und seiner Liebe länger zu kämpfen.

Sylvius! ruft sie mit furchtsam bittendem Tone: und er stürzt aus ihren Armen, und die rollenden wilden Blike starren an das Gewölbe. So steht er starr und stumm, und sie — betrachtet ihn, strekt ihm die offnen Arme entgegen, und zerfließt in Thränen. Sylvius wendet sich langsam um, und eilt in ihre offnen Arme, nein, weine nicht, Valeria! ehe soll ein siebenfacher Tod mich zerreissen — Nein! nein! — O Valeria, drüke mich nicht an Dich! Deine Küsse sind Gift, Deine Umarmungen berauschen! Laß mich, ich bin die Beute meines Elends!

Ihre Freude war zerstört, ihr Vertrauen vergiftet. Sie wünschte die Morgenröthe, sie sah hundertmal an den Himmel, und harrte auf die Helle des Morgens, und wann sie kam, so wünschte sie noch tiefe Nacht.

O Götter, wie elend sind wir! lispelte sie ihm leise zu, da er schweigend auf den hellen Himmel zeigte, und ihre Hand an seine Lippen drükte!

Wie elend sind wir! so sagte sie noch dreimal, da sie allein war, und badete den kalten Marmor mit heissen Thränen. Das nächstemal da sie sich wiedersahen, schloß ihn Valeria feierlich in ihre Arme. Höre, mein geliebter Sylvius; komm, laß uns zusammen reden! komm, hieher seze Dich!

Sylvius sezte sich neben Valerien: sie legte

ihm vertraulich die Hand auf die Schulter, und nun fieng sie mit der sanftesten liebevollsten Stimme zu ihm an: lieber, lieber Sylvius, wir sind unglüklich, glaubst Du? Ja, Sylvius, wir sind es, wenn Du fortfährst, in den Armen Deiner Valeria Qualen zu finden. — Sylvius, ich bin zu schwach mehr zu thun als zu weinen: ich liebe Dich; und wenn man das Grab, das mich verschlingen sollte, schon vor meinen Füßen geöffnet hätte, ich könnte es Deinen Thränen nicht abschlagen mich hinein zu stürzen! —

Hörst Du was ich sage, mein Geliebter?

Sylvius sah starr auf den Boden und schwieg.

Ach, bedenke, mein Trauter, bedenke, wenn man mich nun zu meinem Grabe hinschleppte, wenn man mich nun lebendig in das Grab hinabstürzte; wenn man mich aus Deinen Armen risse, wenn man Dich vor meinen Augen ermordete! Dich! denke, wenn ich nun mit Erde bedekt, allein im finstern Boden, meinem Hungertode, meinem Jammertode entgegen schmachtete! — Sylvius! rede, rede, Mann! wünschest Du noch, daß ich Mutter sein möchte?

Sylvius warf sich zu ihren Füßen, er umarmte ihre Knie; nein! rief er, nein! bei allen himmlischen Göttern: von jezt an bist Du mir so heilig als die Göttin selbst, heiliger als sie! Komm, er zog sie wieder nieder auf die marmorne Stufe, er zog ihren Schleier über ihr Gesicht, er verhüllte die

schöne Gestalt, und benezte den Schleier mit seinen Thränen. Nein, Valeria, sieh ich will Dich nicht sehen, ich will die weiche Hand nicht mehr berühren. Fürchte nichts! Dein Grab! o Götter! — Wir sind elend, sehr elend!

Valeria warf sich in seine Arme, und doch glüklich, Sylvius! rief sie: und doch glüklich! Nun schwöre mir, daß Du meinen Tod nicht willst. Sie sanken Beide vor den Altar der Göttin, und schworen Beide stark zu sein, und Sylvius Herz wurde durch den Schmerz zerschmettert und geheilt.

Und nun warf sich Valeria mit der furchtlosen Unschuld, mit der keuschen Vertraulichkeit wieder in seine Arme. Meine Schwester! sagte er: und Valeriens Herz zerfloß in der höchsten Wonne des Lebens. Ja, mein Bruder! mein Bruder! das Wort hat meine Seele gesucht, ich bin glüklich!

So vergieng die Nacht unter den Liebkosungen des Entzükens und des Schmerzes. Die Lippen sagten Schwester und Bruder, allein die Herzen verläugneten den Namen, und die Liebkosungen verriethen die geheimsten Gefühle des Herzens.

Leb wohl, mein Bruder! rief ihm das entzükte Mädchen noch nach wie er über die Mauer hinüber stieg.

Die Sonne war aufgegangen, und ein Gejauchz des Volks tönte durch die Mauern des stillern Tempels; und störte den Liebenden aus seinen düstern Träumen. Tausend Stimmen erschollen,

jezt neue Tausende, das Jauchzen verdoppelte sich, ein freudenreiches Jauchzen der glüklichen Stadt.

Sei mir gegrüßt, Sohn des römischen Königs! rief der Priester dem Sylvius zu, und sank in seine Arme: hörst Du Rom jauchzen! das Volk segnet seinen König, Deinen Vater.

Ankus Söhne hatten den König Tarquinius ermordet: die Mörder waren geflohen. Rom versammelte sich zu der Wahl des Königs. Tullius brachte das Diadem seines ermordeten Freundes in die Versammlung.

Wählt den würdigsten, Bürger Roms! sprach er, und begab sich in die Kurie, wo er seine Stimme hatte, ohne weiter etwas zu sagen.

Viele Edle hielten Reden an das versammlete Volk, um das Diadem zu erbitten.

Tullius sei unser König! rief eine Stimme laut unter dem Volk. Tullius riefen tausend andere Stimmen. Tullius, unser König! rief das versammlete Rom.

Der edle Mann bestieg die Tribune; man brachte ihm das Diadem. Der Priester Jupiters wollte es um seine Loken schlingen, und Tullius winkte dem Volk, und befahl den Priester zu halten.

Hört mich, Römer — so fieng Tullius an: Nimm erst das Diadem, und wir wollen Dich hören! schrien tausend. Die Edlen umringten ihn, der Priester näherte sich, und Tullius wollte die Tribune herabsteigen. Jezt schrien die Römer aufs neue: Tul-

lius, unser König! sie hoben ihn auf die Tribune zurük. Sie küßten ihm die Hände, der Priester schlang das Diadem um seine Loken, Rom jauchzte, schnell flog das Gejauchz durch die Stadt, und der König opferte im Kapitolium.

König? rief Sylvius: mein Vater? Tullius, König? und in sein trübes Auge stieg der lodernde Bliz der schnellen Freude. Er flog durch die Priester, er flog durch das Gedränge des Volks, er flog durch die Bewaffneten, er stürzte durch die ehrwürdigen Senatoren, und sank athemlos zu seines Vaters Füßen am Altare Jupiters.

Das Opfer war eben vollendet, und sein Vater drükte den berauschten Jüngling an seine Brust. Endlich, endlich, sagte er: hat dich Roms Jauchzen aus Deinem Priesterschlummer erwekt! Siehe da, er zeigte auf die Bürger Roms: da stehen sie, die andere Thaten von dem Sohne des römischen Königs erwarten als Opfer.

Der Jüngling flog mit seinem Blike über die Menge hin, er strekte die Arme nach ihnen aus, und ein lauter Zuruf beantwortete des Jünglings Bewegung.

Tullius winkte mit der Hand, das Geräusch schwieg. Da ergriff der König seinen Sohn bei der Hand, und führte ihn vorn auf die Schwelle des Tempels.

Eine Stimme aus den Bewaffneten rief: Tul-

lius Sohn, wir kennen Dich nicht. König von Rom, laß ihn beweisen daß er Dein Sohn ist!

Tullius riß einen Krieger den Schild und die Lanze aus den Händen, und gab sie dem Jünglinge, der schamroth und glühend vor Verdruß da stand. Sylvius nahm die Lanze und den Schild!

Herab zu Roms Kriegern! riefen die alten Sieger: Triumphe haben Deinem Vater das Diadem erworben! Sei ein Mann wie er.

Sylvius flog hinab zu den bewafneten Römern. Die Befehlshaber umringten ihn: sei uns willkommen Sohn des edlen Tullius. Ein alter Krieger brachte ihm den römischen Adler, und ein Schwert. Hier, Sohn unsers Königs, meine Legion vertraut Dir ihren Adler! Sylvius hob ihn hoch empor! eine dunkle Röthe entflammte sich auf seinen Wangen, seine Augen blizten wie Flammen, kühn und edel stand er unter den Kriegern da.

In Triumph begleitete das Volk den großen König nach Hause, und ihren jungen und neuen Gefährten des Krieges, und in der Brust des Jünglings wallten Gefühle, die Gefühle des Ruhms, und die Liebe schwieg und sprach nur ganz leise, wenn sie ihn an Valerien erinnerte.

Auch Valeria hatte in ihrer Stille das Gejauchze Roms gehört: es war ihr unangenehm, weil es sie in ihren süssen Träumen störte. Man wählt heute den König Roms! sagte ihr eine Priesterin. Sie

lächelte und schwieg: was hatte Roms König mit ihrer Liebe zu schaffen?

Sie harrte ihrem Geliebten entgegen; heute war der Tag; der ihn doch wenigstens ihrem Anschauen im Garten gab. Schon waren die Priester da, aber Sylvius nicht bei ihnen. Sie erschrak. Sie wagte es nicht zu fragen, wo ist Sylvius? Sie hörte zum erstenmale auf die Gespräche der Uebrigen; sonst saß sie entfernt von den andern, und warf von Zeit zu Zeit nur ihre Blike auf den Jüngling, den sie allein liebte.

Es war ein schöner Anblik, erzählte ein alter Priester: den König im Tempel zu sehn, und das segnende Volk um ihn. Und wer ist König? fragte eine Priesterin, die jezt erst hinzutrat

Tullius, unsers Sylvius Vater! Valeria fühlte ihre Wangen glühen; sie trat näher zu den Sprechenden.

Nun auf einmal, erzählte er weiter: stürzte sich Sylvius zu den Füßen seines Vaters, und umarmte seine Knie. Sein Vater sagte ihm etwas, und zeigte dabei auf die Menge. Sylvius grüßte das Volk, und das Volk jauchzte. Die rauhe Stimme eines Kriegers rief etwas, und rasch stand Sylvius da bewaffnet, und flog die hohen Stufen hinab, und mischte sich unter die Krieger. Man drängte sich um ihn her, man jauchzte, und ich sah ihn nach Hause, von den meisten Kriegern begleitet, eilen; er

trug einen römischen Adler. Der Priester ist nun Soldat, und wir sehen ihn nicht wieder.

Valeria war bleich wie eine Lilie geworden. Nicht wieder! die Worte hauchte sie unhörbar nach, und die Empfindung des Todes durchschnitt ihr Herz. Sie sank nach und nach um.

Pompeja fieng sie in ihre Arme auf. Ist Dir wieder nicht wohl, arme Valeria? fragte Pompeja: schon gestern hatte sie diese Ohnmacht. Sie führte das arme Mädchen zu einem Size, sie nahm sie an ihren Busen, sie weinte über sie, und Valeria schlug endlich die Augen wieder auf.

Ermanne Dich, Mädchen! sagte Pompeja mit liebreichem Tone ihr flüsternd ins Ohr. Du Unglükliche, hoffe, hoffe!

Es ist vorbei, Pompeja! — Ich bin unsäglich unglüklich.

Ruhig, Kind! ruhig! man hat die Augen auf uns! Ich habe schon gesagt, daß Du gestern eine ähnliche Schwäche gehabt hättest. Verrathe Dein Herz nicht!

Valeria sank an des gütigen Mädchens Busen, und jammerte heimlich und leise. Ich bitte Dich, Pompeja; laß mich Unglükliche allein! Sie stand auf, sie gieng allein, mit mattem Schritte den Gang hinab; endlich warf sie sich in den Schatten einer Zypresse, und versank in dem Gefühle ihres Elends.

Ich habe ihn verloren! das war alles was sie denken konnte. Sie überließ sich ihrem Elende; sie zernichtete selbst die hellen Hoffnungen, welche ihr liebendes Herz dennoch durch den finstern Kummer emporhob. Ich sehe ihn nicht wieder! Ihr Auge wurde nicht troken; der Schlaf schloß es unter Thränen zu, und der Morgen öffnete es in Thränen wieder. Ich habe ihn verlohren! ich sehe ihn nicht wieder! Er hat seine treue, seine sterbende Valeria vergessen!

Vergessen warst Du nicht, holdes, unglükliches Mädchen! vergessen warst Du nicht!

Sylvius kam in den Triumph der begleitenden Bürger zurük. Er gieng durch den Haufen der Liktoren, welche die Thüre seines väterlichen Hauses umringten; ein stolzer Anblik! Er sah seinen Vater von den römischen Senatoren umringt. Sein Herz flog, ungern legte er den Adler ab, ungern gürtete er das Schwert von der Hüfte. Neue Bilder standen in seiner Seele, tausend neue verwirrte Bilder, sein Ehrgeiz war lebendig geworden. Mit starken Schritten eilte er in den Gängen des Gartens umher, und harrte ungeduldig dem Augenblik entgegen, wo der Senat seinen Vater verlassen haben würde, um ihm die Frage zu thun: wann zieht Rom ins Feld? —

Leise und unbemerkt erhob sich auch Valeriens Bild durch den unruhigen Tumult der Leidenschaften in seiner Seele, und auch ihr Bild diente An-

fangs nur dazu, die Flamme des Ehrgeizes noch stärker zu entbrennen. Valeria sah seinen Ruhm! die Mauren des Tempels waren eingestürzt, Valeria sah ihm triumphirend heimkehren, und stürzte sich in seine Arme.

Nach und nach verschwanden die Täuschungen seiner Phantasie. Ich sehe sie nicht wieder! Er bebte. Die Unglükliche, der Gram wird sie tödten! und sein Auge wurde naß. Jezt erst erhob die Liebe die freundlich entzükende Stimme in seiner Brust, die lauten Stimmen der Ehre schwiegen. Nein, rief er endlich: sie ist mein! sie ist mein! sie soll mein bleiben!

Sein Auge fiel auf den Adler, den ihm Rom geschenkt hatte; eine Schaamröthe überzog seine Wangen! allein Valeria stand vor ihm, mit ihrem freundlichen Blike, strekte die Arme nach ihm aus, sah ihn mit thränenvollen Bliken an, und er rief: geh, du unseliges Zeichen meiner Untreue! — Nein, Valeria, ich bin dein!

Der Senat hatte seinen Vater verlassen, und er umarmte seinen Vater mit einer stillen Schaamröthe. Sei mir gesegnet, mein Sohn! Sohn des römischen Königs, und dereinst König von Rom! so empfieng ihn Tullius.

O mein Vater, die Götter haben Deine Tugenden belohnt, und das Gebet meines liebenden Herzens hat Dir diesen Lohn von den guten Göttern erfleht;

und nun Verzeihung! Verzeihung, mein Vater! Ich kann den Adler nicht annehmen, den Rom mir geboten hat. Das sprach er mit niedergeschlagenen Augen.

Wie Sylvius, willst du der einzige der Römer sein, der mich betrübt.

Ich bin nur der einzige von den Römern, mein Vater, den Deine Güte nicht glüklich macht. Ein feindlicher Genius, mein Vater, hat bei meiner Geburt gewaltet. Nimm Dein Geschenk zurük und laß mich im Tempel sterben.

Bei Roms Schuzgöttern, ich liebe Dich, mein Vater! ich bin Tullius Sohn, allein nicht der Sohn des römischen Königs. — Laß mich, laß mich meinem Geschike! Mein Auge ist nur für den Anblik eines dunklen Hains oder des stillen nächtlichen Himmels, nicht für die Pracht des Throns, nicht für den Anblik der Schlachten, mein Ohr liebt nur den Gesang eines einsamen Vogels, das Gemurmel des Bachs, und das stille Geschwäz der Freundschaft, nicht das Geräusch der Versammlungen, nicht das Getöse der Waffen, nicht den Tumult, der den Thron umringt; ich bin für die Größe zu unglüklich, für den Triumph bin ich nicht geschaffen; ach! mein Vater! er warf sich mit strömenden Thränen in seine Arme? ich bin nichts als unglüklich, laß es mich in der Stille des Tempels bleiben!

Und was, mein theurer Sohn, macht Dich unglüklich? habe Vertrauen!

Mein Herz, mein Herz! Ich war zum Unglük geboren!

Mein Sohn, ich habe keinen Sohn als dich! und ich habe geschworen. — Er hielt nachdenkend inne: schnell wandte er sich noch einmal zu ihm: höre, Sylvius, wenn der Thron denn Deine Liebe zur Einsamkeit nicht zerstören kann, so soll es die Natur. Ich bin dein Vater nicht! Ich war entschlossen dir noch lange dieses Geheimniß nicht zu entdeken! Ich bin dein Vater nicht.

Sylvius betrachtete ihn starr. Und wer ist mein Vater? und wer sind meine Eltern? —

Deine Eltern sind ermordet!

Ermordet? o ihr guten Götter! ermordet? o Tullius, doch mein geliebtester Vater, wer sind die Mörder meiner Eltern?

Deiner Mutter Mörder kenne ich nicht, allein den Mörder deines Vaters kenne ich! aber ehe soll ihn meine Lippe dir nicht nennen, ehe du nicht ein Mann bist dich rächen zu können. Jüngling deines Vaters Mörder lebt, und du stehst da und vergießest muthlose Thränen? — Ergreif das Schwert, und der Lohn für den ersten Sieg, den du Rom erkämpfen hilfst, sei der Name des Mörders deines Vaters!

Meines Vaters Mörder lebt noch, und du bist König von Rom?

Tullius schloß den Jüngling in seine Arme: mein Sohn eine undurchdringliche Nacht liegt noch jezt auf diesem Geheimnis; wehe uns allen Beiden,

wenn diese Nacht weicht! Komm mein Sohn, nimm aus meinen Händen das römische Diadem; du weißt nicht, wessen Händen du es verweigerst!

Wehe uns Beiden, wenn die Nacht weicht, sagst Du? — Nun so laß diese Nacht ewig das Geheimniß bedeken. Siehst Du mein Vater, mein Geschik hat mich in die Verborgenheit des Tempels verbannt. Laß mich, mein Vater, wenn Du es wüßtest, wie schwer es meinem Herzen wird, das Schwert abzugürten — o laß mich! ich bin unglüklich, unglüklicher als mein Vater! — Du siehst, die Götter wollen es, so greife Du nicht in das ewige Gewebe der Götter! die Götter kennen den Mörder meines Vaters, und ich bin ihr Priester! Laß mich!

Tullius suchte alle Mittel hervor, ihn zu bereden, den Tempel zu verlassen, oder wenigstens die Ursache des Kummers seines geliebten Sohnes zu erfahren. Beides war vergeblich. Sylvius war am dritten Tage nicht mehr zu halten. Er kehrte in den Tempel zurük, der das unglükliche liebende Mädchen mit ihm vereinigte, und von ihm trennte.

Die Unglükliche! sie wußte nichts von ihm, sie konnte nichts von ihm erfahren. Endlich kam der Tag, da sie die Wache im Tempel hatte; ein Strahl von Hoffnung belebte ihr Herz aufs neue, und dann wurde es wieder durch die fürchterliche Gewißheit zerschmettert, er hat ja den Adler angenommen.

Schon zweimal hatte sie die Hymne der Vesta gesungen, und noch war der Himmel roth von den lezten Strahlen der Sonne: nie hatten die Sterne långer gezögert.

Endlich sang sie zum drittenmale die Hymne: sie hörte das bekannte Geräusch. O Gott, er ists! rief sie, und breitete beide Arme aus, ihr Busen wallte von hohem Entzüken. Er erschien auf der Mauer. Willkommen, Sylvius! willkommen, mein Treuer, mein Geliebtester!

Sie stürzte in seine Arme, sie umschlang ihn mit einer liebenden Wuth, sie drångte sich in ihn hinein, sie weinte, sie jauchzte, sie lachte, sie schluchzte, sie war ausser sich.

So hab ich Dich wieder! so hab ich Dich wirklich wieder! und Du bist mein! und bleibst mein! und dann preßte sie ihn aufs neue an sich, als ob sie ihn erdrůken wollte.

Sylvius schwamm in der reinsten Wonne! die Liebe belohnte ihn für seine Treue, mit ihrer heiligsten Wonne. Der Augenblik war mehr werth als die Freuden des Throns, die er ausgeschlagen hatte. Endlich wurde der Taumel der Liebe stiller, und Sylvius erzählte dem harrenden Mädchen die Geschichte der drei Tage.

Wie? sprach sie mit Freudenthrånen in den Augen: das hast Du gethan? einen Thron ausgeschlagen? um meinetwillen? ich bin Dir mehr als Roms Thron? mehr als die Rache für Deinen er-

mordeten Vater? sie sank zu seinen Füßen, sie küßte seine Hände. O daß ich tausend Leben hätte, sie für Dich hinzugeben! meine Liebe wird mich tödten, Sylvius!

Sie sank in seine Arme, ohnmächtig vor Entzüken. Halb sinnlos nahm er sie in seinen Arm; sie, von Dankbarkeit und Liebe überwältigt, überläßt sich, wechselsweise ans Herz ihn drükend und gedrükt, seiner wilden Liebe. Ihre Seelen sind berauscht in Liebe; der Tempel ist vergessen, Valeriens Schwur, der Göttin heiliges Feuer, des Mädchens furchtbares Grab, die ganze Welt ist vergessen, und die entheiligte Jungfrau stürzt zu spät aus den Armen des trunkenen Jünglings!

Wild schlägt Valeria das rollende Auge an die Deke: der Tempel schwankt, die Säulen bewegen sich, das heilige Feuer schießt blaue gräßliche Flammen von sich, schrekliche Stimmen scheinen im Tempel zu zischen; sie sinkt zu Boden mit einem Zetergeschrei.

Laß uns fliehen: ruft er gräßlich und ungestüm und reißt sie von Boden empor, laß uns fliehen!

Er nimmt sie auf seine Arme, und sie hängt leblos auf seiner Schulter. Er eilt mit ihr schnell die Stufen hinab, und ach! die schrekliche Mauer steht da vor ihm.

Weh! weh! ruft er brüllend: so sind wir verloren! o ihr schreklichen Götter!

Wo bin ich? frägt Valeria mit matter Stimme, und schaut stier und langsam umher, und verbirgt dann wieder das bleiche Gesicht auf seiner Schulter.

Er sezte sie nieder, und raunte ängstlich hin und her, und dann wieder zu dem unglüklichen Mädchen, fällt vor ihr nieder, verbirgt sein Gesicht in ihren Schooß, und schluchzt.

So waren sie der Raub der Verzweiflung, der schauderhaftesten Angst, und des fürchterlichsten Schrekens, bis der Morgen anbrach.

Fort! fort! rief Valeria: ich höre Stimmen! rette Dich! rette Dich!

Nein, bei den Göttern! ich bleibe!

Fort! rief sie: willst Du mich tödten!

Das Wort jagte ihn wie ein verscheuchtes Reh. Er flog die Mauer hinan, und in die Priesterwohnung.

Wer kann den Zustand dieser beiden Herzen beschreiben, in den ersten Stunden, da sie sich selbst und ihren Ueberlegungen überlassen waren? Eine dumpfe namenlose und auch gegenstandlose Angst marterte sie. Sie fürchteten, ohne zu wissen was; der Himmel schien schwerer zu sein als sonst; sie suchten die Einsamkeit! weil die Menschen sie im Nachdenken störten, und flohen die Einsamkeit, weil diese Gedanken sie ängsteten.

Die größte Qual die sie fühlten, war von einander getrennt zu sein: Ahnungen, sie ist krank,

sie ist entdekt! er ist der Raub der Verzweiflung marterten sie beide bis zur Naserei. Valeriens Schmerz versüßte doch wenigstens die unendliche Liebe des Jünglings; ach, sie konnte die Schwachheit nicht immer bereuen, womit sie ihm seine Treue belohnt hatte: Sylvius hingegen litt unaussprechlich. Seine Phantasie quälte ihn unaufhörlich mit den gräßlichsten Bildern ihres Todes.

Der erharrte sechste Tag erschien, und die beiden Unglüklichen saßen nun schwermüthig, und einsylbig beisammen; keiner wagte es dem andern seine Vermuthungen, seine Ahnungen, seine Angst mitzutheilen. Sie saßen Hand in Hand geschlagen, und betrachteten den Boden zu ihren Füßen, und eine Thräne nach der andern rollte aus ihren Augen.

Kannst du mir vergeben? fragte endlich Sylvius, ohne seine Stellung zu verändern, und sie drükte statt der Antwort seine Hand an ihr Herz und dann an ihre Lippen. So verfloß diese Nacht, unter den bittersten Empfindungen der Reue, der beleidigten Unschuld, und der Furcht vor der Zukunft, und beim Abschiede versicherten sich Beide, daß sie ruhig wären, und baten Beide einander, ruhig und zufrieden zu sein.

Valeria kehrte in ihre Einsamkeit zurük; nach und nach verlor sich ihre Angst, und die Wohllust, sich mehr als einen Thron geliebt zu sehen, goß in die Wunden einen heilenden Balsam. Wie? ist denn das Leben mehr als ein Thron? sprach sie zu

sich selbst. Sie versank in stilles Entzüken über des Jünglings Liebe! Nein! rief sie: mein Schiksal soll ihm keine Thräne mehr kosten.

Und sie schloß ihn das erstemal, da sie ihn wieder sah, sehr ruhig in ihre Arme. Komm, mein Sylvius, sagte sie: komm, und lerne von mir ruhig sein!

Sylvius staunte sie an.

Höre mich an, mein Sylvius! Würdest Du nicht gern Dein Leben für mich geben?

O tausend, tausend, wenn ich sie hätte!

Und zweifelst Du, daß ich Dich weniger liebe?

Nein, Valeria, an Deiner Liebe zweifele ich nicht!

Nun Sylvius, ich kann sterben, das ist alles! — Sieh da den Grund meiner Ruhe! Ich bin Dein Weib! Es war Dein Wunsch, Sylvius! Du hast meiner Liebe einen Thron geopfert, und ich opfere Dir, wenn es sein muß, mein Leben; — allein sind mir denn diese Mauren unersteiglich? — Sei ruhig! sei ruhig! Sylvius! Sieh, die Götter haben mir den Muth eingehaucht! — Seze das Schlimmste, seze ich werde Mutter, — sieh, dann — flieh ich mit Dir, über jene Mauer, über welche Dich die Liebe so oft geführt hat. Wir verlassen Rom!

Und würden verfolgt —

Dann tauchst Du einen Dolch in dies Herz,

und dann in Deines, und wir schweben zusammen vereint zu den seligen Göttern!

Valeria, Du sterben?

Ist Dir der Tod mit mir schwer? — Nein Sylvius! sieh ich seze den schlimmsten Fall, und wie leicht entkommen wir, ehe man unsre Flucht merkt. Sieh, die Götter haben so lange die treueste Liebe geschüzt, sie werden sie ferner schüzen!

Ja Sylvius mir scheinen die Flammen der Hoffnung. Selbst diese Nacht noch machten sie die Probe, ob wohl Valeria über die Mauer kommen würde, und zu beider Entzüken erreichte sie den Gipfel der Mauer, und von da war es leicht hinab zu schlüpfen.

Fröhlich standen sie nun am heiligen Feuer und Sylvius besah Valeriens Hände, ob nicht ein Stein sie verwundet habe, und küßte jeden rothen Flek, den sein sorgendes Auge ausspähte. Sie überliessen sich diesen fröhlichen Hoffnungen mit aller jugendlichen Heiterkeit. Alle Schwierigkeiten waren überwunden und beide schon in Sicherheit.

Nun, mein Weib, mein zärtliches, mein treues Weib! rief er und schloß sie an seine hoffende Brust, und ein entzükenvolles Geschwäz versezte die Liebenden in die Gefilde des Himmels. Mit den süßesten Bildern füllten sie ihr künftiges Leben, sie schufen schon das Geräth, das ihre kleine Hütte füllen sollte; sie malten mit den schönsten Farben die Jahre aus, die sie immer bei einander leben

wollten. Sie weinten Beide vor Entzükken, und versiegelten ihre goldnen Hoffnungen wieder mit neuen Vergessenheiten.

Eine neue Angst ergriff sie, aber die übermächtige Hoffnung zerstörte die Angst, und löste sie in neue Wonne ihrer Flucht und ihres glüklichen Lebens auf. So floh die Nacht unter Hoffnungen, Genuß und Angst hin. Der Morgen trennte die von Liebe und Hoffnung berauschten Liebenden.

Sylvius war mit nichts als mit seiner Flucht beschäftigt. Täglich stand er an der Mauer, und maß ihre Höhe mit starren Augen, alle Nächte machte er Proben, seiner Valeria die Flucht zu erleichtern. In der finstersten Nacht konnte er den Theil der Mauer finden, der ihrer Flucht den Weg bahnen sollte.

Auch Valeria hatte schon den Versuch gemacht über die Mauer zu steigen, und schon einmal waren sie beide außer den Ringmauern des Tempels in Freiheit.

Warum hauchte euch der Gott, der euch hinüber führte, ihr Unglüklichen! nicht auch den Muth ein jezt gleich Rom zu verlassen. Ein Geräusch, das sie hörten, erstikte in Sylvius Brust den Gedanken, sie sogleich mit sich zu führen. Sie stiegen wieder zurük, und Valeria war wieder im Tempel, in den Armen des Geliebten, und neue Berauschungen im Arm der Liebe zogen sie noch hei-

liger zusammen und machten ihre Flucht noch wahrscheinlicher.

Ein Schwert, zwei Wurfspieße, zwei Dolche hatte Sylvius schon in seiner Wohnung verborgen. Am Tage streifte er hundertmal den Weg vom Tempel aus Thor, um die Gegend um Rom: die Wege, die in den Apenin führten, kannte er genau.

Ein fröhliches Entzüken wallte nun in seiner Brust, und Valeria war wieder das fröhlichste, das heiterste, das lachendste unter den Mädchen der Vesta.

Alles ist nun bereit, meine Valeria! rief er eine Nacht seiner Geliebten entgegen: ich habe Gold, ich habe Waffen, die Liebe soll uns führen! wir fliehen in den Apenin, und von da zu den Samniten, und da, da! o ihr guten Götter! er betrachtete sie mit einem Auge voll Entzüken. Bestimme Du selbst einen Tag Valeria!

So laß uns warten, bis das folgendemal, dann ist es Mondschein; und so können wir nicht irren, als in den jezigen finstern Nächten.

Sie überließen sich ihren Hoffnungen, ihrem Entzüken, ihren Erwartungen. Sie giengen mit den Küssen des befriedigten Entzükens aus einander, und die sechs Tage sezte kaum der hoffende Jüngling den Fuß an den Boden; er schwebte und flog, er stekte die übrigen Priester mit seinem Entzüken an, sein Auge blizte, seine Wange glühte,

seine Hände zitterten vor Freude, er war ohne Besinnung.

Der sechste Tag erschien. Mit dem ersten Sterne schlich er an die Mauer. Er horchte, keine Stimme! Er horchte wieder. Keine Hymne der Vesta, eine Todtenstille!

Er stieg leise und vorsichtig auf die Mauer, und sah mit stierem Blike in die Säulen des Tempels. Er hörte einen Fußtritt gehen; allein es war nicht Valeriens leichter schwebender Gang. Noch immer hoffte er; endlich hörte er einen Seufzer, es war nicht Valeriens Stimme. Er stieg mit den kummervollsten Vermuthungen wieder hinab, uud ängstete sich die Nacht und den andern Tag bis zum Abend.

Jezt hoffte er, würde die reizende Hymne der Vesta ertönen: sie ertönte nicht; er stieg wieder auf die Mauer und Valeria war nicht da. Jeden Abend schlich er an die Mauer, und kehrte mit entsezlicher Angst zurük; denn die Hymne der Vesta ertönte nicht wieder.

Endlich kam der Versammlungstag im Garten. Valeria war im Garten. Sie sah blaß, aber nicht krank. Sie sah ihn mit einem bedeutenden Winke an, und dann Pompejen, auch Pompeja betrachtete den Jüngling bedeutend, und gieng nun den Gang hinab.

Von Weitem folgte Sylvius ihr. Sie sezte sich auf eine Rasenbank, stand dann schnell auf und im

Vorübergehen sagte sie dem Jüngling: auf meinem Size, und gieng zu den übrigen Vestalinnen. Langsam gieng Sylvius zu den Rasen, wo Pompeja gesessen hatte, und fand dort ein kleines Zettelchen von Valeria.

Er schlich sich hinter Büsche, und las mit einem unruhigen Erwarten: sei ruhig! man hat Dich gesehen! ich darf nicht mehr wachen! Pompeja ist meine Schuzgöttin! die Hymne der Vesta! ich hoffe bald: Leb wohl: Sei vorsichtig!

Er benezte die Schrift mit seinen Thränen. Er hätte jezt tausend Diademe drum gegeben, nur zwei Minuten mit ihr zu reden. Er konnte es kaum wagen, die Augen auf sie zu werfen, so hüteten ihn die Blike der Priesterinnen. Valeria that gleichgültig und unbefangen, sie hatte eine Rose in den Händen, sie drükte ihre Lippen an die Rose, dann gieng sie mit den Priesterinnen, und die Rose entsank ihren Händen. Sylvius hob sie auf, und seine Lippen sogen des liebenden Mädchens Küsse und Seufzer aus den Blättern.

Alle Abende horchte er auf die Hymne der Vesta: kein Laut, die Stille des Grabes im Tempel. Er sah den Schein des heiligen Feuers an der Mauer den Schatten der wachenden Jungfrau; aber Valeria war es nicht.

Unter furchtbarem Erwarten war wieder ein Monat hingegangen, und Valeria hatte nicht gewacht. Der Tag der Versammlung im Garten erschien.

Valeria war nicht unter den Jungfrauen. Er erstarrte. Er warf den erschrokenen Blik auf Pompeja, und in Pompejas Augen hiengen Thränen. Sie betrachtece ihn mitleidig, und schlug das Auge in die Wolken. Er zitterte. Pompeja blieb bei den Priesterinnen, und von Zeit zu Zeit warf sie einen furchtsamen Blik auf den Jüngling, der sein Herz zerriß.

Alle Abende horchte er wieder, und nie tönte der Göttin Hymne, und nach und nach fieng die Verzweiflung an sich seiner Brust zu bemächtigen. Die schauderhaftesten Vorstellungen hoben sich in seiner Seele empor. Auch im Tempel beim lezten Opfer hatte er sie nicht gesehen.

Er faßte die wütendsten Entschlüsse, Valerien zu sehen, und immer noch verschob er die Ausführung; denn heute, dachte er: muß sie endlich da sein, und immer war sie nicht da.

Ein neuer Opfertag! Er stand am Altare, und starrte der Thüre des innern Heiligthums entgegen; die Thüre öffnete sich, und die älteste Vestalin erschien in einem Trauergewande. Das heilige Feuer der Göttin ist entweiht, rief sie dem Oberpriester zu: heute ist kein Opfer!

Sylvius wurde bleich, er taumelte, er sank mit einem lauten Geschrei zu Boden. Die Priester waren verstört; mit ängstlichen Gesichtern, mit starren Augen betrachteten sie die Priesterin, und

sie verschwand, ohne ein Wort noch zu sagen. Man trug den Jüngling hinaus in die Wohnung der Priester.

Laßt mich mit ihm allein! sagte Fabius. Die Priester ließen den Greis beim Lager des Jünglings. Sylvius, sagte der Alte mit einer sanften Stimme, und reichte dem Jünglinge die Hand: ich bin deines Vaters Freund, und liebe dich wie meinen Sohn. Habe Vertrauen zu mir! — Nicht wahr? Du bist nicht glüklich?

Mein Vater, was sagte die Priesterin? Was bedeutet das, was sie sagte? —

Jüngling, wenn du dich schuldig weißt, so rette dein Leben, ehe Deine Mitschuldige gegen dich aussagt. Selbst Roms König kann dich nicht retten. Verlaß Rom!

Also — fragte Sylvius, und war bleich, bleich wie ein Todter: also? — was bedeutete das, was die Priesterin sagte? ich bitte Dich, ehrwürdiger Mann, verhehle mir nichts!

Noch weiß ich es nicht, und erfahre es auch nicht früher, als bis die Priesterin vor dem Volke klagt. Rette dich, Jüngling!

Du weißt nichts? — nichts? und wissen es denn die Priesterinnen?

Die wissen es, wodurch das heilige Feuer entweiht ist. Ich beschwöre dich, armer Unglüklicher rette dich!

Und ist keine Rettung?

Für dich, geliebtes Kind! für dich! Folge dem Winke der Götter! rette dich, mein Sohn! Er drükte ihn mit Thränen an seine Brust.

Sylvius sah starr an die Deke, ohne ein Wort zu antworten. Sein Auge war troken aber fürchterlich; seine Brust schlug hoch empor.

Folge mir, mein Sohn. Fliehe, wohin dich dein Fuß bringt, unter den Wölfen und unter den wüthendsten Bären des Apenins bist du sicherer als jezt in Rom.

Wild sprang Sylvius auf, o Götter! rief er: und stürzte zur Thüre ungestüm hinaus, hinaus aus dem Thore des Tempelhofs, in Rom. Er durchrannte wild einige Gassen; er fand sich am Ufer der Tiber. Hier warf er sich zähneknirschend in das Gras, und rang die Hände, dann sprang er auf; schon zweimal hob er den Fuß, um seine Verzweiflung in den Wellen des Stroms zu begraben. Wer soll sie retten? Der Gedanke hielt ihn ab. Er flog wieder zur Stadt zurük, und kam Abends spät vor dem Tempelthore an.

Es war schon verschlossen. Schnell kletterte er die Mauer auf dem Wege, den er Valerien heraus führen wollte. Er war auf dem Hofe. Er bewaffnete sich mit einem Dolche, den er verstekt hielt; wild stürzte er auf die zweite Mauer los, die den Tempel von der Priesterwohnung trennte. Er flog hinauf und hinab, und mit Verzweiflung in Mienen, Bli-

ken und Bewegungen, rannte er die Stufen des Tempels hinauf.

Vor dem Altare auf der Stufe saß Pompeja. Sie sprang auf, wie sie das Rauschen eines Gan s hörte. Wild stürzte Sylvius auf sie ein. Kein Wort Unglükliche, oder Du bist des Todes! rief der Wüthende, und sezte ihr die Spize des Dolchs auf die Brust.

Sylvius Du willst Nachricht von Valerien? das unglükliche Mädchen!

Der Jüngling erkannte jezt Pompejen, der Dolch entsank seiner Hand, Thränen beströmten seine Wangen, o Du Schuzgöttin meiner Valeria, rede! rede! wo ist sie?

Pompeja suchte ihn zu beruhigen; aber nach und nach erpreßte er die jammervolle Geschichte von ihr. Sein Haupt hieng auf den Busen; nur dann und wann hob er es empor, und seine Blike drohten den Göttern.

Pompeja erzählte: nicht wahr, Sylvius, schon als Opferknabe hast Du Valerien geliebt? O dieser Altar des Jammers; auch sie legte hier das unmögliche Gelübde ab, und brach es in Deinen Armen. — Ja, jezt seh ichs; das ist der Weg, den Deine Liebe Dich immer geführt hat. — Ihr waret zu unvorsichtig, oder Tertia, die erste Priesterin zu neidisch auf Valeriens Fröhlichkeit. Ich warnte Valerien; ich sagte ihr: sei vorsichtig Mädchen mit deinen Geheimnissen! Tertia betrachtet dich mit einer

heimlichen Freude! Tertia lacht nicht, als wenn sie Elend erregen kann!

Valeria zitterte; doch sprach sie sich selbst Muth ein. Ich muß, Pompeja! — sagte sie zu mir und umarmte mich: mein Geschik zieht mich, ich muß ihm folgen.

Ein leichtes Vergehen schloß Valerien zur Strafe von der Tempelwache aus, eine Strafe, die sonst Belohnung ist! sie wurde bleich, wie Tertia ihr die Strafe ankündigte, sie vergoß Thränen des unmäßigsten Schmerzens.

Ich höre von einer Mannsstimme, die man im Tempel gehört hat, da Valeria die Wache hatte. Ich bebte, ich fliege zu Valerien: unglükliches Mädchen, rief ich: ist es wahr? ein Mann ist bei Dir im Tempel gewesen?

Sie schauderte zusammen, und sagte nichts.

Du Unglükliche, man hat Dich in Verdacht! verrathe Dich nicht!

Jezt warf sie sich mir zu Füßen, und goß in meine Brust ihr Herz aus. Ach, ich ahnete sogleich, was sie mir verschwieg; ich drükte sie an meine Brust, es war mir, als sollte ich jezt auf ewige lebe wohl von ihr sagen.

Sie nannte Dich mir, sie bat mich, Dir im Garten Nachricht zu geben. Man beobachtete mich so gut als Valerien, weil ich sie liebte, weil wir Freundinnen waren. Ich gab Dir eine Nachricht im Garten. Nach und nach entdekte mir die Un-

glükliche den Plan zu fliehen. Ich vergoß Thränen der bittersten Angst. Man ließ Valerien nicht einen Augenblik allein mehr. Auch den Trost hatte sie nicht in der Einsamkeit Thränen zu vergießen, oder an meinem Halse ihren Jammer zu erleichtern.

Endlich, o du Bejammernswerthe! endlich entdekte man, daß sie Mutter sein werde. Es war ein Morgen des Jammers, des höchsten Elendes. Valeria saß da, sah starr auf den Boden und redete nicht eine Sylbe, schon so bleich, als ob sie schon in ihrem Grabe säße.

Und wer ist der Bösewicht? fragte Tertia: wer hat dich entweiht? Valeria antwortete nicht, sie schlug das benezte Auge zu den Göttern, und flehte von den Unbarmherzigen Hülfe. Wer ist dein Verführer? — nenne ihn, Mädchen! — damit die Göttin mit seinem Blute versöhnt werde.

Ich bin Mutter! sagte sie endlich mit einem entschloßnen aber leisen Tone: Ich erwarte die Strafe dafür, daß ich ein Herz hatte. Ich will sie ohne Murren tragen. Ich bete den Mann an, der mich liebte; mein lezter Seufzer wird zu ihm fliehen; aber seinen Namen werden meine Lippen nie nennen! — O ihr Götter, rief sie und hob die Hände gen Himmel, und in ihr Auge stieg zum erstenmal wieder ein heiterer Strahl von Freude: o ihr Götter! Dank, Dank euch! ich kann für ihn sterben! und dann versank sie wieder in ein dumpfes Schweigen, welches sie nur zuweilen durch ei-

nen tiefen Seufzer oder durch einen Schauder, der sie überfällt, unterbricht.

Heute, heute kam Tertia aus dem Tempel zurük, wüthend flog sie in die Halle, wo wir waren. Sylvius ist der unwürdige Verführer! rief sie: Valeria flog auf und eine zornige Röthe stieg ihr ins Gesicht. Du neidische boshafte Seele, sagte sie mit Bitterkeit zu Tertien: ist dir ein Opfer nicht genug? mußt du die Welt erst verwüsten, ehe dein blutgieriges Herz sagt: ich habe genug?

Also Sylvius ist dein Verführer? fragte Tertia das unglükliche Mädchen.

Meinst du, Grausame, es soll dir gelingen, mir den Namen zu entreissen? O ich weiß es, daß mein Stillschweigen ihn retten kann, und ich werde schweigen, und das sei deine Marter! Nun schwieg sie, sie vergoß keine Thräne, von Zeit zu Zeit lächelte sie und sprach: er ist gerettet!

Unbeweglich, starr wie eine Bildsäule, hatte Sylvius die Erzählung Pompejens angehört. Ein heiteres Lächeln, ein wilder Blik, eine rasche auffahrende Bewegung von Zeit zu Zeit zeigte, daß er Leben hatte.

Ist keine Rettung? fragte er mit einer Stimme, die dumpf wie die Stimme eines Begrabenen tönte, der aus einem Abgrunde herausspricht: ist keine Rettung? und zugleich schüttelte er selbst sein Haupt, als ob er zweifelte.

Pompeja sagte leise: im Grabe!

Im Grabe? nein! bei den Göttern, nein! Er ergriff den Dolch. Wo ist sie, theure Pompeja? wohin hat man sie verborgen. Dieser Arm oder dieser Dolch soll sie retten.

Sie wohnt in einem festverwahrten Gewölbe. Du kannst sie nicht retten, Sylvius, wie willst Du durch die diken Mauren dringen, die sie umgeben.

Oeffne mir diese Thüre, Pompeja! mein Dolch soll die Boshafte zwingen, die sie gefangen hält!

Auch sie ist gegen allen Angriff gesichert. Jüngling, Du stürzest sie tiefer, und Dich ins Verderben. Geh, Jüngling, Dein Vater ist Roms König, kann einer sie retten, so ist es Tullius.

Tullius? mein Vater! die Worte rief er, und hinab war er die Stufen, hinauf die Mauren, und dahin flog er wie ein verheerender Bliz durch die Gassen Roms, zu der königlichen Burg. Wild, ohne zu antworten, stürmte er durch die Wachen, und donnernd stürmte er gegen die verschlossene Thüre des väterlichen Zimmers.

Tullius erwachte. Wer ist da? — Dein Sohn, mein Vater! Oeffne um der Götterwillen die Thüre. Der Vater öffnete die Thüre, und athemlos, bleich und zitternd flog der Jüngling zu seines Vaters Füßen. Rette! rette! mein Vater!

Woher kommst du, mein Sohn? fragte Tullius erschroken. Beruhige dich! Hier bist du sicher. Meine Wachen —

Rette Valerien! Sie ist unschuldig, ich allein bin schuldig!

Wer ist Valeria?

Lange fragte der König, ehe er den Zusammenhang erfuhr. Sylvius flehte, beschwor, wüthete, und Tullius hatte sein ganzes Ansehn nöthig, den Jüngling zu beruhigen. Am Morgen ließ der König den Oberpriester rufen, er verschloß sich mit ihm, und sie redeten lange. Fabius gieng mit thränenden Augen von seinem königlichen Freunde, und Sylvius stürzte sich zu seines Vaters Füßen, und rief mit entsezlicher Stimme: ist sie gerettet? —

Ruhig mein Sohn! noch ist nicht alle Hoffnung verloren! du selbst wirst am meisten zu Valeriens Rettung beitragen, wenn du das schrekliche Geheimniß nicht bekannt machst. Erfährt das Volk die Entweihung: so ist Valeria ohne Rettung verlohren!

Bleib hier in meinem Pallast, und hoffe das Beste von den Göttern. Fabius hat meine Aufträge an die erste Priesterin; der Greis wird ihr Herz rühren. Hoffe mein Sohn, und bewahre deine Lippen.

Du bist König, Tullius; Du bist mein Vater, das Volk liebt Dich!

Das Volk liebt mich, weil ich die Götter ehre. Sei ruhig, sei ruhig. Valeriens Leben hängt von dem Ausspruche der ersten Priesterin ab.

O ihr Götter, die Unschuld von der tiefsten

Bosheit! Mein Vater, wenn Du diese Tertia kenntest. — Rette Du sie, mein Vater, die Priesterin hat kein menschliches Herz.

Sylvius, ruhig, ruhig! sagte Tullius sehr ernst: und wenn du mein eigner Sohn wärest, so müßtest du sterben, und sie, sie müßte sterben! Mein Thron ruht auf Gerechtigkeit! Aber bei diesem grauen Haupte, bei allen Göttern des Himmels und der Unterwelt! bei diesen Thränen, womit ich dich beneze, ich will es versuchen sie zu retten, ich will dem Gesez, ich will den Göttern trozen, um sie dir zu erhalten, und kann ich es nicht, so soll doch dein Leben gerettet sein, oder ich will mit dir sterben! Ein furchtbarer Eid knüpft mein Leben an deines, mein Glük an das deinige! Sei ruhig.

König von Rom! hob Sylvius ganz kalt an, und sah dem bewegten Greise entschlossen in die Augen: König von Rom, wenn Du mich retten willst, so rette Valerien! Ihr lezter Athemzug ist auch mein lezter, und nun mein Vater, ich bin ruhig! was soll ich thun? Sie ist mein Weib! o Vater, wenn Du menschlich fühlst, so rette die heiligste Unschuld, die reinste Liebe.

Gut, mein Sohn! stirbt sie, so laß uns zusammen sterben! Jezt geh, folge mir! Wage keinen Schritt ohne mein Wissen! Verborgen lebst du in meinem heimlichsten Zimmer, bis ich dir zurufe: hier ist sie! oder laß uns sterben!

Sylvius sank zu seinen Füßen, küßte seine Hände, und noch immer mit der ängstlichen gepreßten Bitte, rette sie! rette sie! gieng er in das Zimmer, welches ihn der König anwies.

So waren beide Liebende der Einsamkeit, der entsezlichsten Angst, ihrer Verzweiflung, und ihrer unglüklichen Liebe überlassen.

Fabius gieng zu Tertia. Der König sendet mich, fieng der Greis an: ehrwürdige Priesterin, zu Dir. Die Götter strafen nicht immer den Verbrecher; das Gebet der Reue dringt zum Olymp, und die Götter erhören es. Die Sonne leuchtet den Barbaren, welche die Altäre entheiligen, und die Tempel verbrennen, und der Veste reicher Segen fließt da in Regen auf Völker herab, welche keine Götter kennen. Ahme die Gottheit nach, deren Priesterin Du bist, Du bist zum Segnen, und nicht zum Fluchen Priesterin!

Valeria hat das heilige Feuer entweiht: mit reichem Opfer will der König die Göttin versöhnen! Erbarme Dich der Verbrecherin, und bedeke ihre Schuld mit einem mitleidigen Stillschweigen!

Tertia, wie Du achtzehn Jahre alt warest, wie noch in Deinen Adern Feuer statt Blut rollte, wie — o Tertia denke an den Tag, da Du das Gelübde am Altare ablegtest, ich war ein Jüngling, ich sah Dich am Altare weinen, Dein Herz rang gegen Dein Gelübde; ich weinte in Deine Thränen. Neben mir stand ein Jüngling,

Bibulus. Er schwankte, er sank in meine Arme, wie Du das Gelübde sprachest, ewig der Göttin als Jungfrau zu dienen. Er starb, er starb in meinen Armen; sein Herz tödtete ihn. O, rief er mit den sterbenden Lippen: möchte ich der Lezte sein, den das Gelübde der Vesta tödtet! das sagte er: Tertia! rief er noch einmal, und sein Geist war entflohen! Tertia, bei des Jünglings Grabe! sei gütig gegen Valeria.

Unruhig wandte sich die Priesterin bald hiehin, bald dorthin; heftig wischte sie die Thränen aus den trüben Augen! Er starb! rief sie endlich: und ich soll allein segnen? — nein, geh, geh Fabius! die Götter kennen kein Erbarmen! geh! geh! — Er starb! du starbst Bibulus! rief sie mit großer Bitterkeit, und mit heftigem Affekte: sieh da dein Todtenopfer! so sagte sie, und schnell eilte sie in das innere Heiligthum, wohin der Priester ihr nicht folgen durfte.

Der Priester verließ die Wohnung der Jungfrauen, und mit fürchterlichen Ahnungen gieng er zu dem Könige, und gab ihm die unglükliche Nachricht von Tertias Gesinnung.

Sie standen noch im tiefen Gespräch, und sannen über die Mittel nach, Valerien oder doch den Jüngling zu retten, und auf einmal ertönte das laute schrekliche Geschrei des Volks. Ein Geheul, ein Unglükweissagendes Geheul erhob sich, und

tönte immer näher, und zog die beiden Greise ans Fenster.

In Trauerkleider gehüllt, Erde auf ihren Häuptern, kamen die Vestalinnen daher und trugen das verlöschte Feuer der Vesta; Tertia rief mit wilder Stimme: Rache! Rom! Rache! Vestas Feuer ist verlöscht! Der Olymp waffnet sich mit Pest, Krieg und Hungersnoth, die entheiligte Mutter der Götter zu rächen! Rache! Rom!

Ein lautes Geheul des Volks begleitete sie. Greise, Männer und Jünglinge streueten Staub auf ihre Loken, und riefen mit schauderhaften Stimmen: Rache! Vesta ist entheiligt!

Sie sind verlohren! rief Fabius: sie sind verlohren und Tullius wischte eine Thräne aus seinem Auge.

König von Rom! rief die Priesterin? räche die Göttin!

Räche die Göttin, König! rief das Volk mit wildem Getöse.

Tullius gieng bewegt hinab, er trat zitternd unter die Menge. Morgen ist Versammlung! ich werde richten! Die Götter schüzen Rom! Kaum konnte er diese Worte hervorstammlen, so bewegt war er.

Die Priesterinnen giengen zurük, und das Volk verlor sich neugierig auf den morgenden Tag. Sie weinten Thränen des Mitleidens dem unglüklichen

Mädchen, und schauderten vor der menschlichen Empfindung ihres Herzens.

Tullius versank in einen tiefen Kummer; er scheute sich vor den Bliken seines Sohnes; er fürchtete sich ihm auch die kleinen Hoffnungen zu lassen, die er ihm gegeben hatte. Mit einem schweren Herzen gieng er zu ihm, und mit dem Vorsaze durch eine täuschende Ruhe die Leidenschaft des Jünglings einzuwiegen.

Mitten durch die gelassensten Gespräche brach ein tiefer Seufzer, ein Blik, eine Thräne des Greises, und verrieth die innere Furcht seines Herzens.

Sylvius fürchtete sich, ihn zu fragen: nur beim Abschiede reichte er dem Alten seine Hand und sagte still: nicht wahr, mein Vater, ich muß sterben.

Sei ein Mann, mein Sohn; die Götter leiten unser Geschik.

Mit noch schwererem Herzen schied der Alte von dem Jünglinge; ach! er hatte gehoft, ihn beruhigter zu finden, und fand ihn nur stiller, und in sich gekehrter. Die Hoffnungen, die Tullius ihn gegeben hatte, hielten die Verzweiflung noch von seinem Herzen ab; und morgen, morgen fiel Valeriens Todesloos.

Der drükende Tag erschien. Schon war das Volk versammlet, in schweigender Erwartung stand es um die Tribune des Königs her. Der Senat

versammlete sich, und Tullius schwankte daher von den Priestern begleitet. Seine finstern schwermüthigen Blike hiengen auf der Erde. Langsam hob er sein Auge, und schauderte, da er die Menge erblikte, zitternd bestieg er die Tribune, und warf das Auge in die Wolken.

Ein unruhiges Murmeln verbreitete sich jezt unter der Menge, und die Augen des Volks hiengen auf dem König.

Aber auf einmal rief eine Stimme: sie kommt! Aller Blike flogen in die Gegend, woher die Priesterinnen kamen. Eine heilige Stille entstand, kein Laut, kein Athemzug: der Markt schien mit Bildsäulen bedekt, nur Tullius schluchzte.

Todtenbleich kam Valeria daher, von den Priesterinnen umgeben, langsam giengen sie, schaudernd wich die Menge den heiligen Jungfrauen aus, und Thränen benezten die Augen, welche die junge Verbrecherin sahen. Sie gieng das Auge an den Boden geheftet, tief in stillen Gedanken verlohren.

Vor der Tribune standen sie. Valeria hob das Auge, sie sah das Volk, sie sah den versammleten Senat, sie sah den Vater ihres Geliebten, er verhüllte sich das Gesicht. Immer bleicher wurde ihr Gesicht, immer verloschner ihr Auge, sie lehnte sich an Pompeja, sie sank immer tiefer, kraftlos hiengen ihre Arme herab, ihr Auge schloß sich, und ein lautes Wimmern tönte unter der Menge; Thränen zitterten in aller Augen; alle Lippen bebten zum Wei-

nen, tausend flüsterten mitleidig vor sich hin: die Unglükliche; jeder hätte sein Leben gegeben, sie zu retten, und alle waren entschlossen, sie zum Tode zu verurtheilen.

Nein, ich kann nicht länger! rief Pompeja laut und schluchzend: nein, ich kann nicht länger! wilde Barbaren! tödtet auch mich.

Sie wollte davon eilen, sie strekte die Arme in die Höh, eine hohe Röthe flog auf ihr Gesicht, ihre Augen blizten, und sie sank in eben diesen Augenblike bleich und ohnmächtig nieder.

Tertia schlug ihre Augen verwirrt zur Erde, die übrigen waren um Valerien und Pompeja beschäftigt.

Eine Todtenstille im ganzen Volk. Jezt drängte sich Valeriens Vater in Trauerkleidern durch das Volk, mit lautem Geschrei eilte er auf seine Tochter zu, das Volk drängte sich schreiend hinter ihm her. Gnade? rief er: Götter und Menschen! Gnade! — Gnade! Gnade! riefen tausend Stimmen.

Der Vater wollte seine unglükliche Tochter in seine Arme schliessen, und Tertiens Ausruf: Mann, du bist des Todes, wenn du der Göttin Priesterin berührst! donnerte ihn zurük. Er stand da bleich, hintenüber gelehnt, in der Stellung des Schrekens, und jammerte nur von Ferne: mein Kind! mein Kind!

Der Priester Jupiters winkte dem Volk, und eine schauderhafte ängstliche Stille füllte den Markt.

Priesterinnen der Vesta! rief er mit unsicherer Stimme: was führt euch in die Versammlung des Volks?

Die Göttin ist entweiht; das heilige Feuer verlöscht, eine Jungfrau der Göttin hat ihr Gelübde gebrochen, der Zorn der Götter hängt schon über Rom; versöhnt die Unsterblichen? antwortete Tertia.

Welche Jungfrau hat ihr Gelübde gebrochen?

Valeria, Valerius Tochter. Hier steht sie, die Verbrecherin!

Valeria, Priesterin der Vesta! fragte der Priester und seine Augen füllten sich mit Thränen? hörst du die Klage? die Jungfrauen der Vesta klagen Dich an, Du habest Dein Gelübde gebrochen; rede! die Götter sind gerecht!

Valeria wollte reden; sie hob die Hand auf, sie legte sie auf ihre hochschlagende Brust, die Angst erstikte ihre Stimme, ein Seufzer brach aus den Lippen hervor.

Eine Stille des Grabes im Volk.

Ich habe mein Gelübde gebrochen! das sagte sie endlich mit gebrochner Stimme, und langsam.

Die Priesterinnen umringten sie, und banden ihr die heilige Binde und den Schleier aus den Lok-

ken, und den jungfräulichen Gürtel lösten sie von ihren Hüften. Sie sank in ihres Vaters Arme.

Wer — fragte der Priester wieder: wer ist ihr Verführer?

Sie verschweigt den Namen! antwortete Tertia.

Valeria, Valerius Tochter, wer hat Dich verführt Dein Gelübde zu brechen?

Tullius flog empor bei dieser Frage: er sah ängstlich umher, und verhüllte sich wieder.

Valeria schwieg. Noch einmal wiederholte der Priester die Frage. Valeria hob langsam den Kopf in die Höh, und schlug matt die Augen in die Wolken: ich muß sterben! und den unsterblichen Göttern sei Dank! ich werde allein sterben! ich nenne den Namen nicht! Priester.

Mädchen, nenne den Namen, daß Rom mit seinem Blute die Götter versöhnt! Nenne den Namen, Valeria.

Valeria schwieg, dann hob sie beide Hände empor: o Götter! Götter! segnet ihn, segnet ihn, den ihr allein mit mir kennt, segnet ihn, für den ich sterbe!

Der Priester wandte sich mit einem fragenden Blik an den König. Tullius erhob sich, er winkte dem Herolde, und übergab ihm die Rolle der Geseze. Der Herold stand hoch auf der Tribune, die Rolle rollte hinab, er las:

Die Götter segnen Rom! Bricht eine Jungfrau der Vesta das Gelübde ewig Jungfrau zu sein:

so ist sie des Todes schuldig. Ein Grab verschlinge sie frei und lebendig! Keine Bande fesseln sie, kein Eisen tödte sie, kein Gift; sie ist heilig! Rom ruft die Rache der Götter über sich, wenn es die Verbrecherin verschont! Römer sprecht der Priesterin Urtheil!

Sie hefteten ihre Blike an den Boden, und dann stieg das Geschrei gen Himmel: des Todes schuldig!

König gieb dem Urtheil Kraft! rief der Herold: und eine Stimme erscholl durch die Stille; halt! halt! um der Götter und Menschen willen! Aller Augen wandten sich dahin, woher die Stimme erscholl. Immer näher kam die Stimme, immer näher die Bewegung des begleitenden Volks.

Sylvius stürzte hervor. Da bist Du, da bist Du! schrie er fürchterlich, und schloß das unglükliche Mädchen in seine Arme.

Weh mir! seufzte Valeria, und hieng leblos in seinen Armen.

O Römer, Römer: rief Sylvius mit entsezlicher Stimme: habt Mitleiden mit dem unschuldigsten, mit dem besten der römischen Mädchen! Er wollte mehr sagen, und seine Angst versagte ihm die Stimme. Er riß sich das Gewand von der Brust auf, um sich Athem zu geben; große Schweißtropfen hiengen auf seiner Stirn; er zeigte auf Valerien, die ihm in dem einen Arm lag. O ihr

Götter, helft! rief er wüthend, er hob die Arme auf, er rollte das Auge wild umher. Sein Vater umarmte ihn, und er riß sich ungestüm aus seinen Umarmungen. Ein furchtbares Erschreken ergriff die Umstehenden, wie sie die ängstliche Wuth des Jünglings sahen.

Valeria! rief er: komm! wer will es wagen Dich mir zu entreissen! Komm, mein Weib! Er zükte einen Dolch.

Tullius stürzte hinzu, entriß ihm den Dolch, und rief: mein Sohn, du bist verlohren!

Sylvius erblikte jezt seinen Vater: hältst Du so Wort? Römer, ich bin Valeriens Verführer! — So laß uns sterben, Valeria! Er blikte wild unter die Umstehenden, schnell suchte er seinem Vater den Dolch wieder zu entreissen.

Liktoren! rief der König; die Liktoren ergriffen den Jüngling und banden ihm die Hände.

Das kannst Du, mein Vater? fragte er wehmüthig und sah ihn mit einem gräßlichen Erstaunen an. Valeria legte sich auf die Stufen der Tribune.

Der König sagte dem Oberpriester einige Worte, und der Oberpriester winkte dem Volk: Valeria, dieser Sylvius hat sich Deinen Verführer genannt: soll er sterben: ist es Dein Verführer?

Valeria hob sich empor: ich kenne den Jüngling nicht! es ist nicht mein Verführer!

Auch Du, Valeria, verleugnest mich? fragte seufzend Sylvius. O Römer, ich, ich habe die Jung-

frau entehrt! Meinem Flehen, meiner Liebe hat sie ihre Unschuld geopfert!

Schüze sein Leben König! rief Valeria: er ist nicht schuldig! Seine Aussage darf das Gesez nicht annehmen. Römer, ich allein bin schuldig! er ist unschuldig.

Führt ihn weg, Liktoren! sagte Tullius; und bewacht ihn! das Gesez spricht ihn los.

Die Liktoren wollten ihn wegführen. Valeria! rief er: wir sehen uns nicht wieder! Valeria!

Laut schrie Valeria auf, und stürzte auf ihn ein: sie umschlang ihn ihn mit beiden Armen, sie drükte ihn an ihre Brust, sie küßte seine gebundenen Hände, sie umarmte seine Knie.

Die Liktoren weinten, das Volk schrie laut vor Mitleiden und Bewunderung.

Leb wohl! Sylvius! rief sie: leb wohl, und denke meiner! Sie drükte einen Kuß auf seinen Mund, sie wandte sich dann gegen das Volk. Sylvius ist unschuldig! rief sie laut.

Die Liktoren führten ihn weg.

Der König bestieg die Tribune, und winkte dem Herold: der Herold rief: das Volk hat Valerien, Valerius Tochter, zum Tode verurtheilt: Tullius, König von Rom, giebt dem Urtheil Kraft.

Sie ist des Todes schuldig! rief Tullius, und nun verhüllte er das Gesicht; eine Todtenstille herrschte einige Augenblike, nach und nach hob ein unruhiges Geräusch an. Valeria erhob sich; so kommt!

sagte sie leise zu den Priesterinnen. Die Liktoren begleiteten sie bis vor den Tempel, und die Priesterinnen führten die Unglükliche in ihr festes Gewölbe zurük, und sie sank jammernd und schwach auf ihr Lager, und ein glüklicher Schlummer schloß ihr mattes Auge und beruhigte das zerrissene Herz.

Tullius fand seinen Sohn noch unter den Händen der Liktoren: sein Schmerz hatte sich in eine dumpfe Fühllosigkeit verwandelt. Er lag auf einem Ruhebette, und starrte die Deke an.

Tullius redete ihn sanft an; allein Sylvius wandte nicht einmal sein Auge auf ihn; sein Ohr war den flehenden Bitten des Königs verschlossen. Tullius ergriff des Jünglings Hand, die am Lager herab hieng, und drükte sie sanft in der seinen; allein die Hand blieb unbeweglich wie sein Auge.

Der König sank an das Lager auf die Knie: mein Sohn, kannst Du Deinem knieenden Vater widerstehen? Sylvius wandte das Gesicht seitwärts, und betrachtete ihn, ohne eine Miene zu verändern. Der König lächelte ihm schmerzhaft zu, und gab ihm die liebkosendsten Namen: des Jünglings Herz war der Liebe verschlossen.

Endlich nannte Tullius den Namen Valeria, und in Sylvius Auge und Gesicht stieg Leben: er legte die Hand an die Stirn, er spannte die Augen an, er schien sich auf etwas zu besinnen; er wandte jezt die Blike auf Tullius, eine widrige Empfindung schien sein Gesicht zu beleben. Ist sie todt? fragte

er endlich bitter: hast Du sie tödten helfen? nun so sei barmherzig und tödte mich auch!

Was hattest Du mir versprochen, Sylvius? fragte der Greis mit sanfter Stimme.

Mit ihr zu sterben! O ihr guten Götter! was das für Menschen sind! Dieser Greis, der mit einem Fuße schon vor dem Richtstuhle Minons steht, versichert mir bei allen Göttern, sie zu retten, und verdammt sie zum Tode, reißt seinen Sohn aus den Armen des Mädchens, das er ihn zuzuführen verspricht. Hätte ich nicht das Geschrei des Volks gehört, wäre nicht einer der Sklaven mitleidiger gewesen als Du, ich säße hier noch und täuschte mich mit Hoffnungen, die Dein Versprechen erregt hatte! Laß mich! Laß mich!

Jüngling, ich bin Roms König! Meine Pflicht —

Die hast Du erfüllt, das hab ich gesehen! Roms König! Nun ja! aber so gieb mir meinen Dolch zurük, Du gerechter Mann!

Sylvius, ich hatte Dir versprochen, sie zu retten, oder mit Dir zu sterben. Valeria lebt noch! Zwar — Jüngling — zwar sehe ich kein Mittel mehr; allein sie lebt noch! — Hoffe! Hoffe!

Wann ist der Tag ihres Todes?

Nach dem Gesez Morgen!

Tullius, Vater! — Rede, rede, hast Du noch Hoffnungen? Täusche mich nicht! Sieh, Du kannst mich hier fesseln, Du kannst mir Dolch und Gift entziehen; allein Du kannst mich nicht zwingen,

Nahrung zu nehmen, oder ich kann den Athem so lange anhalten, bis er die Brust sprengt. Sterben werd ich, wenn Valeria stirbt. Ich bin ruhiger, als Du denkst! — Also hast Du noch Hoffnungen?

Tullius sah vor sich nieder, und Thränen tröpfelten auf den Sand.

Nun, mein Vater, weine nicht! Es war süß mit Valerien zu leben, ach, es ist auch süß mit ihr zu sterben! Er legte sich wieder nieder. Du bist grausam gewesen Tullius! Jezt ständen wir schon vor den Göttern, die gerechtter richten als die Könige von Rom. Du entreissest mir den Dolch, und wir müssen nach der Stunde, die uns vereinigt jammern! — Du konntest uns nicht retten feiger Unmensch! warum mußtest Du uns noch martern?

Tullius dachte an den Ania, des Jünglings Vater. Dein Blut rächt sich siebenfach an mir! sagte er vor sich, und weinte laut. Sylvius, mein Sohn, ich habe Dir versprochen, sie zu retten, oder mit Dir zu sterben. Morgen reiche ich Dir den Dolch, wenn er Deines Vaters Herz zerschnitten hat. Der feige Unmensch hat den Muth nicht Dich zu überleben.

Wenn Du den Muth hast zu sterben, mein Vater, warum, o Götter! o mein geliebtester, mein angebeteter Vater, warum hast Du denn den Muth nicht, sie zu retten? Rette sie, mein Vater! Deine Sklaven, o Himmel und Erde! fallen morgen —

über die Priesterinnen her; retten Valerien; wir fliehen in die Gebürge, und da mein Vater, sollen meine und Valeriens Thaten sein, Dich anzubeten, die Tage Deines Alters Dir wegzuscherzen, Du sollst unsre Schuzgottheit sein! o mein Vater! Der Jüngling warf sich dem Könige zu Füßen, er küßte seine Hände, er sah zu ihm auf mit dem Blike des rührendsten Schmerzens.

Jüngling, ich habe heilige Pflichten gegen Dich, aber ich habe eben so heilige gegen Rom. Der Vater kann mit dem Sohne sterben, aber der König darf mit dem Sohne kein Bubenstük wagen!

Bubenstük? o heilige Natur! so rief der Jüngling, drehte sich von ihm ab und knirschte mit den Zähnen. Lebe wohl, König von Rom! ich werde ja in Rom ein Schwert finden, um dieses heilige Bubenstük allein auszuführen, die Unschuld vom Tode zu retten.

Sylvius, noch ein Wort! — Morgen thue was Du willst, Dein Tod ist der meinige! Aber bleib noch! bleib jezt noch! die Götter hauchen mir noch eine Hoffnung ein, und verschwindet auch die; dann o Götter! dann bin ich am Ende; dann dann laß uns zusammen sterben, mein Sohn!

Hoffnung, mein Vater? o ihr guten gnädigen Götter! Hoffnung mein Vater? o rede, rede! Jezt drang er auf den Greis mit alle dem fröhlichen Entzüken der Jugend ein; er schloß ihn in seine Arme, er küßte ihn Augen, Mund und Brust.

Laß mich! sagte Tullius: laß mich, mein Sohn! und bleib Du ruhig hier, ohne Dich in Rom sehen zu lassen. Ich sehe Dich heute nicht wieder, und morgen sehe ich Dich zum Tode oder zum Leben. Leb wohl.

Der König überließ den Jüngling der Einsamkeit, seiner Angst, seinen Thränen, den schönsten Hoffnungen und der Verzweiflung. Tullius sank in Fabius Arme, und entdekte ihm seine Hoffnungen. Fabius schüttelte das greise Haupt, und sagte: die Götter geben es! die Götter geben es! wiederholte Tullius, und faltete die Hände.

Unglüklicher als Sylvius war Valeria! nach einem kurzen Schlummer war sie wieder erwacht. Nun hoben sich die schauderhaftesten Bilder von ihrem Tode in ihrer Phantasie. Sie rang die Hände, sie schrie jezt laut auf, dann wimmerte sie leise, dann sah sie starr und stier auf eine Stelle. Der Anblik eines Menschen wäre ihrem Herzen ein Labsal gewesen; sie würde selbst Tertien, der grausamen Tertia ein fröhliches Willkommen entgegen gelächelt haben; sie war doch ein Mensch.

Niemand erschien, auch Tertia nicht. Diese saß in ihrer einsamen Halle, den Kopf gestüzt und die Augen zum erstenmal voll Thränen des Mitleids über eine andere als sich selbst. Das lange Unglük des Mädchens, (schon fünfzig Jahre hatte ihr Auge den Jüngling beweint den sie liebte) dieses lange Leiden hatte ihr Herz grausam gemacht.

Valeriens Jammer, Sylvius Verzweiflung hatte

ihr Herz gewaltsam erschüttert; auf dem Rükwege schlug ihr Herz, sie wußte nicht ob vor Reue oder Freude. Wie Valeria wieder in das Gewölbe gebracht wurde, so nahmen die übrigen Jungfrauen schweigend und unter heissen Thränen von ihr Abschied; lange hieng Pompeja an Valeriens Munde. Tertia stand von Ferne, und sie wagte es nicht, Valeria die Lippe zu bieten.

Valeria sah sie in der Ferne stehen, sie betrachtete sie mit einem durchdringenden Blike, ach Tertia, sagte die Unglükliche: Du mußtest mich tödten, es war Deine Pflicht! Ich habe Trost, ich habe Muth, ich habe Liebe nöthig für die lezten Augenblike; auch Deiner Liebe bedarf ich, Tertia! schlag mir Deinen Kuß, und Dein Lebewohl nicht ab. Sie reichte ihr die Hand. Tertia war verwirrt, beschämt; ihr Auge füllte sich mit Zähren. Valeria rief; o Du kannst weinen Tertia! o so vergieb der sterbenden Valeria! ich glaubte mein Tod sei Dein Triumph. Sie schloß sie in ihre Arme, sie drükte sie an sich, und Tertia war bewegt, in ihre Brust floß mit Valeriens Thränen das sanfte Gefühl des Mitleids. Sie entriß sich schnell Valeriens Armen, zürnend auf sich selbst, daß sie Thränen vergossen hatte.

Sie verschloß sich in ihre Halle: sie zwang sich das Gefühl des Mitleids aus ihrer Brust zu reissen, und immer aufs Neue fühlte sie sich bewegt, wenn sie an Valerien gedachte; sie machte sich zu thun, um sie zu vergessen, und immer kehrten die Bilder

des Elends zurük, und zwangen sie zum erstenmale wieder zu süssen Thränen.

Sie fühlte eine quälende Unruhe in ihrer Brust, die sie nicht überwältigen konnte. So brachte sie den Tag zu, immer mit dem Entschlusse sich Valerien zu Füßen zu werfen, und sie zu bitten ihr ihren Haß zu verzeihen; allein ihr Stolz hielt sie ab. Sie hatte nicht den Muth der Güte ihres Herzens zu folgen, weil sie dieselbe seit so lange nicht mehr kannte.

Mitten in diesen Gedanken öffnete sich ihre Thüre und Tullius trat zu ihr in die Halle.

Mit einem Erröthen stand Tertia auf und gieng ihm entgegen. Was bringt den König von Rom zu mir? fragte sie halb verlegen.

Tertia! antwortete Tullius: nenne mich nicht König! der allerunglüklichste unter den Menschen kommt zu Dir, und flehet zu Deinen Füßen für das Leben seines Sohnes, wie von einer helfenden Gottheit. Tertia, sieh dieses graue Haupt ist mit dem Zorne der Götter belastet, diese verloschnen Augen hatten schon lange das Weinen verlernet, und haben heute unzählige Thränen vergossen! Tertia, habe Mitleiden mit einem Greise, der nach der Arbeit des Tages, gern den Abend seines Lebens in Ruhe genießen mögte! Schenke mir meinen Sohn zurük, erhalte meinem Sohne das Leben, erhalte es einem Greise, der den Muth nicht hat ihn zu überleben!

Tertia wollte ihn vom Boden aufheben.

Nein, laß mich hier liegen, laß mich den Schmerz zu Deinen Füßen tödten, wenn Du mir meine Bitte abschlägst. Tertia, noch wenige Tage und wir beide stehen dann vor Minos Stuhl, und Minos wird Dir zulächeln, wenn mein Schatten Dich noch da dankbar begleitet. Tertia, Dein Wort entscheidet über das Leben dreier Menschen. Stirbt Valeria, so ist dieser Dolch bestimmt meinen Sohn und mich wieder mit Valeria in der Unterwelt zu vereinigen!

König, der Zorn der Göttin — fieng Tertia bestürzt an.

Falle auf dieses graue Haupt! sagte der König, und ergriff Tertias Hände. Feierlich rufe ich die Göttin an, ihr Zorn falle auf dieses graue Haupt. O Tertia, sei gnädig! der König von Rom liegt zu Deinen Füßen, und empfängt mehr als ein Diadem, empfängt, was Rom nicht geben konnte, Rettung aus tiefem Elende von Deinen Händen.

Tertia sah lächelnd auf den König nieder; in ihre blasse Wange stieg eine sanfte Röthe, in ihr Auge ein gütiges Feuer, sie sah ihn einen Augenblik starr an, und gieng rasch zur Halle hinaus.

Tullius wagte es noch nicht Hoffnungen zu fassen, aber doch ahnete sein Herz Glük. Wär es möglich, ihr Götter! rief er: und er versank in stille Gebete.

Leise öffnete sich die Thüre wieder, und Tertia trat herein, Valerien an ihrer Hand. König von

Rom! sprach Tertia: hier ist Valeria! wenn ich Unrecht thue — so —

So falle das Unrecht auf meine Seele, holde Tertia, fromme Priesterin der Göttin! sagte Tullius, und drükte der Priesterin Hand an sein thränendes Auge.

Valeria stand da starr und bestürzt: sie betrachtete Tertien, und dann wieder den König, sie betrachtete die Halle mit unruhigen Bliken; es schien ihr ein Traum zu sein.

Sei ruhig, meine Tochter! sagte der König.

Wo bin ich? rief Valeria endlich mit einem tiefen Seufzer.

In den Armen Deines Vaters! in den Armen Deiner Retterin!

Valeria betrachtete Tertien erst starr und finster, nach und nach mischte ein holdes Lächeln sich in die Finsterniß ihrer Blike. Das holde Mädchen stand vor Tertia, sie sank tiefer, immer tiefer zu ihren Füßen, sie legte ihre Hand auf ihr Herz: ist es wahr, Tertia? ist es wahr, was ich aus Deinen Bliken ahne?

Tertia nahm sie in ihre Arme, und drükte einen Kuß auf ihre Lippen. Sei glüklich, Valeria! sprach sie sanft, und denke an die unglükliche Tertia, wenn Du in den Armen Deines Geliebten liegst. König ich bedarf noch diese Nacht des Leichnams einer Verstorbenen Rom zu täuschen! die tief-

sie Nacht bedeke dieses Geheimniß! Geht, geht und verlaßt auf immer Rom, und seid glüklich!

Diese lezten Worte sagte sie sich abwendend. Tullius stammelte einige Worte, und in Valeriens Auge leuchtete das höchste Entzüken; die stumme schöne Scene der Dankbarkeit.

Der König ergriff Valeriens Hand und Tertia leitete sie aus dem Tempel, sie öffnete die Thüre, sei glüklich, Valeria, flüsterte sie noch einmal, und die Thüre verschloß sich hinter ihnen.

Nun rette mich! rief Valeria leise, und eilte, und die zitternden Füße versagten ihr die Dienste; sie sank in des Königs Arme; sie schwankte, und halb getragen, halb gehend kamen sie vor Tullius Burg an.

Wer aber beschreibt der Liebenden Entzüken, da sie einander sprachlos und leblos in die Arme sanken, da die Verzweiflung in Entzüken, Schmerz in Wonne, Gram in den Rausch der Freude zerfloß? Wer will ihn mahlen den Jüngling, wie er jezt da steht, sie betrachtet, zittert, reden will, und nur das entzükte Auge gen Himmel wenden kann; sie in seine Arme faßt, sie mit seinen Körper umschlingt, als ob er ihren Raub fürchte, dann sie wieder aus seinen Armen läßt, um sie zu betrachten, lächelt, weint, schluchzt und jauchzt?

Wer mahlt das reizende Mädchen, das in Dankbarkeit gegen die Götter und in Liebe gegen den Jüngling zerfließt, nicht weiß, ob sie den Göttern

dankt, wenn sie ihn an ihren Busen drükt, beide Arme gen Himmel hebt, und den Göttern, mein Sylvius! zujauchzt? —

Wer mahlt den Greis, der in der Ferne steht, und lächelnd das zauberische Schauspiel betrachtet, in ihre Umarmungen rennen will, und zögert weil das Schauspiel zu reizend ist um es zu stören?

O Vorsicht, du schenktest den Menschen ein Herz für solche Augenblike; wehe dem Ungerechten, der dich lästert!

So standen sie, die Stunden flogen, ihr Elend war vergessen. Sie lagen einander in den Armen, das war alles!

Tullius brachte das Gewand eines Sklaven. Nur mit Mühe machte er den beiden Liebenden begreiflich, daß ihre Rettung noch nicht vollendet sei. Wirf das Gewand über, Valeria; allein eilt, meine Kinder! der Morgen darf euch nicht mehr in Rom treffen! sagte der Alte, und entfernte sich.

Unter liebkosendem, schamhaftem, keuschem Zögern warf Valeria das weibliche Gewand von sich, und Sylvius zitternde Hände halfen den reizenden Mädchen die ungewohnte Kleidung anziehen. Auch in dieser Kleidung war sie lieblich, und neue Liebkosungen des entzükenden Geliebten huldigten dem reizenden Sklaven.

Nun eilt, sagte der fröhliche Alte: eilt meine Kinder! und er reichte ihnen die Hände. Sie verliessen die Burg des Königs, sie giengen durch die

stille Nacht, und Händedrüke, und leise liebkosende Worte kürzten die Reise, und verlängerten den Weg.

Sie waren jezt ausser der Mauer; nun habt ihr auf immer eure Vaterstadt verlassen! sagte Tullius und wandte seinen Blik auf Rom zurük; die beiden Liebenden nuzten den Augenblik und schlossen sich zärtlich in ihre Arme.

So bist Du mein! rief Sylvius.

Auf ewig! antwortete Valeria, und Rom war verschwunden.

Jezt waren sie auf dem Landhause Tullius, und der schönste Morgen leuchtete zum erstenmale wieder den Liebenden. Sylvius zeigte schweigend in die Wolken, und Valeria sank in seine Arme, nein! jezt wird der Morgen Dich nie mehr aus meinen Armen reissen! rief sie. Nein jeder Morgen wird Dich in meinen Armen weken, Valeria, und der Abend soll Dich an meiner Brust finden! sagte Sylvius.

Tullius überließ die Glüklichen einige Stunden dem wechselseitigen Entzüken, und nun führte er sie weiter gegen das Gebürge. Sie folgten, ohne zu wissen wohin, und ohne zu fragen wohin? Was kümmert es die Liebe, wo sie ihre Wohnung aufschlägt.

Am andern Tage wurde der Weg rauher, und Sylvius trug das ermattete Mädchen mehr als

sie gieng. Hier lief er voran, und wälzte einen Stein aus dem Wege, den Valeria kommen mußte, und hielt den Stein am Abhange, und lächelte der freundlichen Valeria entgegen, die eilte, und ihm helfen wollte, um den Greise den Weg zu öffnen; jezt sprang Valeria voran und bog den Dornenbusch aus dem Gestein, und winkte lachend ihm zu, daß sie ihm zuvor gekommen war, und wollte sich den Dornenbusch nicht nehmen lassen! und der Greis kam lächelnd heran, und trieb sie Beide weiter zu gehen.

Am Mittage suchte Sylvius einen schattigen Ort aus, und trug Blätter zusammen, und lud Valerien freundlich ein sich zu lagern, und nun stand er und betrachtete sie mit lachendem Auge, und ihr Auge bat ihn sich zu ihr zu sezen, und sie schob die Blätter ihn zum Size zurük.

Sie aßen, und Valeria reichte ihm das Brod, und die Milchflasche, sie bat ihn zu essen, und ließ dennoch seine Hand nicht fahren. Der Alte betrachtete sie beide, und lächelte mit Thränen in den Augen über ihre Liebe.

Endlich traten sie am Abend in ein enges Thal. Hier, hier bleiben wir die Nacht, und Morgen verlaßt ihr mich, Kinder! sprach der Greis sehr ernst!

Der Greis bog in das Thal, und beide Liebende folgten ihm, und betrachteten sich Beide betroffen über den feierlichen Ernst des Greises. Hier blei-

ben wir! dachte Sylvius, und seine Blike spähten schon nach einem bequemen Lager für Valerien und den König.

Auf einmal traf ihr Blik auf eine verfallene Hütte, die tief im Gebüsch verstekt lag. Der Alte blieb vor der Hütte auf einer Stelle stehen, und betrachtete einen Hügel der hoch mit Grase bedekt war. Ein Schauder faßte Valerien, wie sie des Königs Auge betrachtete. Endlich trat er in die Hütte mit ihnen hinein. Ein vermoderter Tisch stand in der Mitte, an den Seiten lag bedekt von Sand und Blättern ein Lager.

Hier bleiben wir! sagte Tullius noch einmal und wischte sich eine große Thräne aus dem Auge. Er warf einen schweigenden Blik auf den Jüngling, der an der Hand Valeriens da stand und den Greis betrachtete.

Tullius ergriff jezt Valerien, und legte ihre Hand in des Jünglings Hand, Sie sei dein Weib: sprach er: lebt glüklich! Valeria, sammle Blätter zum Lager für uns Dreie, ich bin Dein Gast! die Hütte ist Deines Mannes! Sylvius wollte hinaus eilen; allein Tullius ergriff ihn. Laß sie! sagte er: laß sie, ich habe mit Dir zu reden.

Valeria warf noch einen forschenden Blik auf den Greis und gieng besorgt hinaus um Blätter zu sammlen.

Sylvius, hier in dieser Hütte hast Du schon als ein Kind gelebt.

Sylvius warf schnell die Blike in der Hütte umher. Hier, mein Vater? —

Hier! dort lagest Du, dort in jener Ekke, wie ich die Hütte betrat. Hier lebte Dein Vater, und der grasigte Hügel vor der Hütte ist Deines Vaters Grab!

Meines Vaters Grab? rief der Jüngling, und eilte hinaus und warf sich über den Hügel hin, und ein paar fromme Zähren flossen auf den Hügel. Langsam hob er sich vom Grabe empor, und wollte seinem zweiten Vater in die Arme sinken.

Noch nicht, mein Sohn! sagte der Alte ernst: Deines Vaters Mörder bin ich!

Sylvius betrachtete ihn mit starren Erschreken. Ich! sprach der Greis: ich! Ich schwor dem Schatten Deines Vaters, Dich glüklich zu machen; ich sezte Dich auf den Hügel, und schwor es noch einmal. Ich habe mein Wort gehalten! Nicht wahr Sylvius? — — Ich habe meine Pflicht gethan, und Du Sylvius, thue die Pflicht des Sohnes!

Sylvius sank zu den Füßen des Königs, und bedekte seine Hände mit Thränen und Küssen.

Du hast mir vergeben, Sylvius? fragte Tullius.

Mein Vater, mein angebeteter Vater, mehr als mein Vater! antwortete Sylvius und sah den Greis mit liebevollen Bliken an.

Tullius sank in seine Arme, mit dem lauten Geschrei: mein Sohn! mein Sohn!

Valeria eilte herzu, und Tullius legte noch einmal über dem Grabe des Vaters die Hand des Sohnes in die Hand der Geliebten; und segnete seine Kinder.

Feierlich kamen sie in die Hütte zurük; ein kleines Mahl feierte den Tag der heiligen Verbindung, und der Mond der eben über den Felsen herauf kam, leuchtete den glüklichen Menschen.

Die aufgehende Sonne führte den König den Weg nach Rom zurük. Oft besuchte er den stillen Aufenthalt, wo der Frieden, die Liebe, und die Unschuld mit den beiden Glüklichen ihre Wohnung aufgeschlagen hatten, und nach einem solchen Tage sagte Tullius lächelnd: so bin ich doch zuweilen König!

Stolz und Liebe.

War denn diese Flammen-Liebe
Freier Willkühr heimgestellt?
Nein! den Saamen solcher Triebe
Streut Natur ins Herzensfeld.

Bürger.

Sei mir gegrüßt, holdes Thal der Liebe! Sei mir gegrüßt in deinem Bilde, das mich noch jezt besucht! — Ach! könnte ich die Empfindungen auf das kalte Papier zaubern, welche dein Anblik in meinem Busen wekte; könnte ich die Thränen hervorpressen, welche die jammernde und beglükte Liebe in deinem Schooße weinte! — Das treuste Herz hat dich zum Tempel der Liebe geweiht, enges, reizendes Thal! In dem Rieseln deines Bachs leben die Seufzer noch, welche der Schmerz und die Freude der Liebe entriß; der Grabhügel ist versunken, wo Agnes Asche ruht; aber ihr Geist schwebt noch zwischen den Ranken des Thals, dem Wohnsiz ihrer glüklichen Liebe; das kleine Zimmer, wo Agnes nach dem Geliebten aussah, ist nichts, als eine Mauer noch; Dornen haben das Fenster verschleiert,

an dem sie saß, und den engen Fußpfad hinabschaute, den er kommen mußte; aber ihre Liebe lebt noch in der Stille des Gemäuers; Agnes Geist schwebte zwischen dem Gesträuch in der Burg; der fromme Landmann erzählte mir keine Fabel; ich hörte das Schweben ihres Ganges, ich hörte ihre Seufzer in der verschlossenen Einsamkeit, die Ranken flatterten auf, wie ich in die verfallenen Mauern hineintrat! mein Herz fühlte den Geist, meine Augen sahen ihn nicht: so sei mir noch einmal gegrüßt, holdes Thal, Tempel der frömmsten Liebe!

Es war der schönste Herbstmorgen, der mich in sein bereiftes Gefilde hinablokte. Ich gieng von Arzbach hinab gegen die Berge zu, wo sie links und rechts die Wege zwischen Klippen, Gehölz und Hügeln nach Koblenz und Montabaur schlängeln. Ueber mir auf der Höhe brachen einige Bauermädchen Flachs, und riefen mir lachend, guten Morgen! zu; rechts am Fuß des Berges, im Schuze seiner Eichen, weideten noch einige Ochsen und zwei Knaben, ihre Hüter lokten die Flamme aus dürrem Gesträuch empor. Ich folgte dem Bache, der in hundert Krümmungen durch eine Wiese hinrauschte. Der Bach führte mich an eine Mühle, ich gehe über eine Holzbrüke, einigen Häusern vorüber. Kaum bin ich noch hundert Schritte meinem Fußpfade hart am Holz, das in einem schönen Amphitheater am Berge stand, gefolgt, so seh ich mich auf einmal in einem engen Thale befangen, durch welches der Bach fortrausch-

te, zweifelhaft jezt in der Mitte dahin lief, dann sich zu dieser Seite wandte, dann zu jener. Ich war in mich verlohren dahin geträumt. Ich hebe meine Augen auf, und das Thal steht wie durch Zauberei ganz blühend vor mir. Es waren Ranken, die mit einer weißen Wolle den Frühling herbei zauberten, und die der Landmann Mühlheken nennt. Ich war heiter geworden. Singend gieng ich weiter, bald führte mich der Fußpfad den Berg, der das Thal verschloß, hinauf; dann wieder hinab. Bald krümmte sich das Thal vor mir rechts hinein, und gab mir eine neue Aussicht; bald verengte es sich, bald wurde es weiter. Immer heimlicher und verschloßner wurde das Thal, immer höher die Bergwände, die es einschlossen, nur vor mir lagen die Ruinen einer zerstörten Stükgiesserei, weiter hin stieg der Rauch von einer Silberhütte in die Wolken, und oben krönten die blauen Berge von Embs die nähern Hügel. Ich folgte nun mit meinen Bliken dem Rauche der Schmelzhütte in die Höhe, und nun gewahre ich eines weißen Gemäuers ganz über mir im Holzgebirg.

Ein Landmann begegnet mir, ich frage ihn, was das für Ruinen sind? und er sagt mir, die Sporkburg. Mann nennt sie auch die Spükenburg, denn es soll nicht geheuer darauf sein. Sie gehört jezt dem Grafen Metternicht. Ich frage weiter, und nun erzählt mir der Mann die rührendste Geschichte der Liebe. Ich horchte noch lange, wie er fertig war! auf dem Rükwege erstieg ich die Burg, mei=

nen Busen noch voll von der Erzählung. Da saß ich auf einem Steine, mitten zwischen den Mauern, und träumte mich hin in die Zeiten, wo diese Burg noch bewohnt war.

Dies ist die Sage von der Sporkburg. Jenseits des Rheins hinter Koblenz hart an der Mosel lag im Gebirge der Schneestein, die prächtigste Burg des ganzen Gaus. Hoch leuchteten die weißen Thürme der Burg von weitem über den Wald weg, wie Eisfelsen. Vierzehn Thürme schüzten die Mauren und Zugänge; sechs Zugbrüken trennten und verbanden die Burg mit der übrigen Welt. Die Mosel spielte um ihren Fuß her. Heere hatten oft den Schneestein belagert. Die Herren der Burg feierten Feste, die Belagerer hörten von weitem die Rundgesänge, den Becherklang, die Saiten der Harfen; sie sahen die erleuchteten Säle: sie hörten die rauschenden Tritte der Tanzenden, die der Belagerer spotteten, und die Heere zogen beschämt von dem Schneestein ab. Seit Jahrhunderten hatten die Herren der Burg die Säle mit Schäzen und Waffen angefüllt; mächtige Ritter nannten sich Vasallen der Burg; die umliegende Gegend war das Lehn der Freiherren von Erthal, Herren des Schneesteins.

Jezt lebte und herrschte auf dem Schneestein Siegebert von Erthal, der glükliche Ritter des Reichs. Sein waren die größten Besizungen am Rhein und der Mosel, der Schneestein und zehn andere feste Burgen; sein war der Ruhm, nie im Turnier besiegt zu

sein; sein die Gnade des Kaisers; sein die Liebe seiner Unterthanen; allein, was ihm mehr galt als alles, war seine Tochter Bertha. Die schönste und edelste Dame Italiens, die Gräfin Aosta war ihre Mutter gewesen. In Florenz war Bertha erzogen bis an den Tod ihrer Mutter; dann kehrte sie in die Arme ihres von Jerusalem heimkehrenden Vaters zurük, und wurde der Stolz Deutschlands, wie sie der Stolz Italiens gewesen war.

Ihr Vater selbst erstaunte, wie ihn Bertha auf seiner Burg empfieng. Stolz trat er daher, hundert Ritter in seinem Gefolge; Trompeten tönten von allen Thürmen. Am Eingange der Burg stand Bertha. Groß und edel war ihre Gestalt; wie ein Bild der ernsten Gerechtigkeit stand sie da. Nun eilte sie ihrem Vater entgegen; ihr Gang war stolz, ihr Blik majestätisch. Sie kniete vor ihrem Vater, und drükte seine Hand an ihre Brust. Er schlug einen fröhlichen Blik auf Bertha; dann sah er umher auf seine Vasallen, als ob er sie aufforderte, seinen größren Triumph, Bertha vor ihm auf den Knieen zu sehen.

Mein Vater! sagte Bertha. Meine Bertha! rief der Vater. Der Name Tochter schien ihm selbst noch zu vertraulich. Er hob sie auf, drükte sie in seine Arme, und führte sie an seiner Hand in die Burg zurük. In ehrerbietiger Ferne hatten die Ritter den Anblik gesehen! in stiller Ehrfurcht folgten sie Vater und Tochter in die Burg. Welch ein Weib! dachte jeder mit schlagendem Herzen: welch ein Weib! woll-

te einer einem andern zuzischeln. Bertha's herrschender Blik traf ihn, und der Ritter schwieg, als ob der Gedanke an Bertha ein Verbrechen wäre.

Da stand sie mit ihrem Vater im Rittersaale, und die Ritter in einem großen gedrängten Kreise um sich her. Eine Minute betrachtete der Vater seine Tochter; dann legte er ihr die Hand auf die schwarzen Loken, und sagte nun: Mein Kind! Sie schlug die weißen Arme um seine Schultern und rief: mein ehrwürdiger, edler Vater! seid mir willkommen in eurem Vaterlande, und auch Ihr tapfern Freunde unsers Hauses! Ihre Stimme tönte wie der stolze helle Laut der Harfe. Die Ritter beugten alle das Haupt vor Bertha. Ich habe euch allen viel zu danken, fuhr sie lächelnd fort; denn ihr bringt mir meinen Vater wieder.

Hier ergriff Erthal einen Ritter bei der Hand und führte ihn aus dem Kreise hervor. Dann, Bertha, hättest du diesem am meisten zu danken! Schwarzenberg hat deinem Vater das Leben gerettet! Bertha sah den Jüngling an mit einem Auge, worin sich der ganze Himmel verklärte. Seid mir willkommen! tausendmal willkommen, Retter meines Vaters! wie soll ich Euch danken! nehmt, was mir das wertheste ist, das Geschenk meiner seligen Mutter! Sie wand von ihren Hüften einen goldenen Gürtel; sie näherte sich dem Jüngling, der zitternd mit brennenden Augen da stand; sie wand ihm die Schärpe um den Harnisch, und wie ihre Hände ihn

berührten, so bebte er, er öffnete die Lippen, etwas zu sagen, und verschloß sie wieder: denn sie hob an zu reden. Dieser Gürtel hat unter meinem Herzen geruht, und von nun an, glaubt mir, Ritter, soll mein Herz nie aufhören, mit dankbaren Empfindungen für Euch zu schlagen.

Ein Feuerstrom floß bei diesen Worten aus dem Gürtel in des Jünglings Herz. Er ergriff Bertha's Hand, und beugte sich auf sie nieder, ohne sie mit seinen Lippen zu berühren. Fräulein, seufzte er: wie überschwenglich lohnt Ihr! Jezt ist mein Leben Euer! — und unseres! riefen die andern hundert Stimmen, und schlossen einen Kreis um Bertha. Amen! rief Erthal, und küßte Bertha's Lippen. Bertha verbeugte sich gegen die Ritter, und ihre Herzen waren Bertha's.

Fest an Fest auf Erthals Burg, und Bertha die Göttin der Feste. Ihr Name tönte auf jedem Turnier, ihre Farbe siegte überall. Der Ruf ihrer Schönheit flog von den Ufern des Rheins bis an die Ufer der Oder. Bertha von Erthal! war der Name, wenn die Ritter von der Liebe redeten. Bertha! seufzten die Ritter, nur leise, nur in der Seele. Jeder verhüllte seine Liebe in stiller Ehrfurcht, jeder bewachte seine Blike. Es war die stolze Bertha, welche die Ritter anbeteten, die Liebe gab, ohne Liebe zu fühlen.

Die schöne Bertha! sagte man nicht allein; die edle Bertha! riefen eben so viele Stimmen. Vom

Schneestein ab, die Mosel hinauf, bis an die Saar und den Rhein war nicht eine Hütte, in der nicht Bertha's Name unter Thränen des Danks genannt wurde. Kein Armer hatte je Bertha gesehen. Ihre wohlthätige Hand sandte im Dunkeln Hülfe, wie die Hand Gottes; sie segnete und blieb unsichtbar. Kein Armer wagte es, ihr zu danken; ihr ernster Blik zerstörte die Worte, ehe sie den Lippen entflohen. Bertha half, und verschmähete den Dank der Erretteten, und Bertha's Name tönte noch inniger, noch heiliger in den Hütten der Armen, als auf den Burgen der Edlen. Gerechtigkeit wohnte in dem Kreise, den Bertha beherrschte. Bertha schlichtete die Fehden der Edlen, und Bertha's Spruch war gerecht wie das Gottesgericht.

Alle Ritter im Rheingau huldigten Bertha; aus der Nähe und der Ferne kamen die Edlen nach dem Schneestein. Nur allein Egbert von Montabor nicht. Schon lange hatte ein Streit zwischen Erthal und den Montabors geherrscht. Beide Häuser machten Ansprüche auf Winningen, ein Dorf an der Mosel. Egbert war jezt durch den Tod seines Vaters Herr von Montabor geworden. Erthal sandte einen Wappenherold nach Winningen, und ließ sich nach dem Tode des alten Montabors huldigen. Dies entzündete aufs neue die Fehde zwischen Erthal und Montabor. Heere standen gegen einander; Erbitterung stritt mit Erbitterung. Erthal that, auf Bertha's Bitten, dem Ritter Egbert Vorschläge zum Frieden. Er bot ihm ein Dorf

jenseit des Rheins für Winningen. Egbert schlug es aus, und die Schaaren zogen gegen einander.

Und wer ist denn dieser blutdürstige Egbert? fragte Bertha die versammleten Ritter. Deutschlands stolzester Ritter! antwortete einer. Der edelste, der wohlthätigste Mann des Gaus! sagte ein anderer. Ein schöner Mann! gerecht, edel und wohlthätig, lächelte Bertha; und dennoch unser Feind? so hätten wir ja Unrecht, wenn er so wäre. Bertha hörte so viel in diesen Tagen von Egbert erzählen, daß sie sich nicht enthalten konnte, zu wünschen, ihn zu sehen.

Die Heere rükten gegen einander; Erthal und Egbert an der Spize ihrer Schaaren. Täglich hörte Bertha jezt von den Boten, von den Verwundeten Egberts Thaten. Er allein widerstand der versammleten Ritterschaft, die für Bertha stritt; er allein war die Seele des Heeres, das Leben der Unternehmungen. Reuters Knechte, die Egberts Gefangene gewesen waren, konnten nicht aufhören Berthan von des Ritters Edelmuth, Güte und Freundlichkeit zu erzählen. Ich wüßte, was ich thäte, sezte ein Alter seinen Erzählungen hinzu: wenn ich Euer Vater wäre, ich machte der Fehde durch eine Heirath ein Ende. Denn, Fräulein, wo ist der Edle, der mit Recht sagen mag, ich bin Bertha's werth, wenns nicht Montabor ist? und Ihr allein, holdes Fräulein, verdient die Krone aller Ritter, Egbert von Montabor.

Endlich ohne Sieg und ohne Schande kehrte Erthal und seine Schaaren wieder nach dem Schneestein

zurük, um auszuruhen von dem Umherstreifen. Ein Gefangener war seine Beute, ein stattlicher Mann, der nur der Menge unterlegen war, die ihn zwischen den Höhlen der Rheinfelsen trafen. Bertha that dem Gefangenen wohl, und Erthal versuchte ihn mit reichen Anerbietungen von Egbert abzuziehen.

Und wenn die Heiligen gegen Egbert kämpften, sagte der Gefangene fröhlich, so wollte ich seine Parthei halten. Ich bin Egberts im Leben und im Tode.

Und womit hält er euch so fest? fragte Bertha.

Womit Ihr alle Ritter festhaltet, Fräulein, antwortete der Knecht: mit Edelmuth und Liebe! Bertha erröthete.

Einige Tage darauf meldete der Burgvogt einen Ritter; er hielt am Vorsprunge, und wollte seinen Namen nur Erthalen sagen. Erthal befahl, ihn einzulassen. Erthal gieng hinaus, und führte den Ritter hinein. Bertha saß da eben und hatte ihrem Vater vorgespielt; die Harfe lag noch an ihrer Schulter, wie die Thüre sich öffnete und der fremde Ritter mit ihrem Vater herein trat. Schlank war des Ritters Wuchs, sein Gang edel, er sah durchs Visier auf Bertha; dann wandte er sich schnell zu Erthal, schlug das Visier auf, und funkelnde Blike trafen unter dem Eisen hervor. Bertha schaute voll Erstaunen auf das schöne, edle Antliz des Fremden.

Ich bin Egbert von Montabor! fieng der Fremde zu Erthal an. Egbert? riefen Vater und Toch-

ter. Mann, welche Verwegenheit! sezte Erthal bestürzt hinzu:

Mich selbst in Eure Hände zu liefern, meint Ihr? Gut, ich bin hier, wenn Ihr dürft, Euer Gefangener. Aber ich bin bei Erthal, einem deutschen Ritter; ich fürchte nichts. Er sezte sich ruhig an den Tisch. Ich bin hieher gekommen, um unsere Fehde abzumachen. Ihr wollt Winningen von mir ertrozen. Ich bin nicht der Mann, von dem sich etwas ertrozen läßt. Hattet Ihr Recht, warum kamt Ihr nicht zu mir, und sagtet: Egbert, das Recht ist auf meiner Seite! Meint Ihr, daß ich selbst meine lezte Hütte dem Recht verweigern würde? Mein Reichthum ist mein Herz und mein Degen. Warum sandtet Ihr den Herold nach Winningen, und ließet meine Unterthanen verpflichten? Ich bin ein freier deutscher Ritter, wie Ihr; warum sollte ich der Gewalt weichen? Winningen ist mein! mein Recht ist so deutlich, daß ein Weib darüber entscheiden mag. Da sizt wahrscheinlich Eure Tochter Bertha, laßt sie entscheiden!

Ihr möget meiner Gerechtigkeit leicht mehr zutrauen, als meinem Verstande; auch dieser Streit möchte mir noch zu schwer sein. Laßt mich weg.

Auch das! sagte Egbert, stüzte sich auf seinem Arm, und fuhr fort: Winningen ist mein, und jezt trete ich es Euch ab, Erthal. Ihr habt einen Knecht von mir gefangen, gebt mir den zurük.

Für den Knecht mein? fragte Erthal.

Gebt mir den Knecht, und Winningen ist Euer.

Und wie? wenn ich Euch den Knecht gäbe, und Winningen bliebe Euer, was würdet Ihr dann sagen?

Erthal hat seine Schuldigkeit gethan, würde ich sagen.

Ihr seid ein stolzer Mann, Egbert.

Das sollte jeder Deutscher sein.

Der fremdes Verdienst aus Stolz nicht sehen will.

Dies sind Vorwürfe; darauf nichts! Gebt mir meinen Knecht.

Er ist mein Gefangener.

Das weiß ich. Ich bitte Euch also, gebt ihn mir, und sezt sein Lösegeld.

Ich schenke ihn Bertha.

Und Ihr, Fräulein —

Geschwind nehmt hin: Ihr thut mir einen Gefallen; der Mann soll mir keine Verbindlichkeit schuldig sein, dem sie so schwer wird.

Egbert lächelte. Und Winningen, Erthal?

Bleibt Euer, sagte Erthal finster: ich muß Euren Besuch doch mit etwas belohnen.

Egbert hielt Erthalen die Hand hin. Erthal, sagte er, seid nicht empfindlich. Ich kann freundliche Blike fodern. Ich bin euer Gast, ich bleibe über Mittag hier. Laßt mich meinen Knecht sehen.

Erthal gieng hinaus, und Egbert sagte: ich habe Euch im Spielen gestört, Fräulein?

Ihr seid so gerade heraus mit dem, was Ihr

denkt, daß ich nicht spielen will, um nicht getadelt zu werden.

Fräulein, ich glaube nicht, daß das Euer Ernst ist. Ich habe von der schönen, klugen, guten, von der stolzen Bertha von Erthal habe ich gehört. Jezt habe ich sie so gefunden: aber nie habe ich ein Wort gehört, daß Bertha eitel wäre. Gebt Euch selbst kein schlimmer Zeugniß, als die Welt.

Bertha erröthete ein wenig. In dem Augenblik trat der Knecht mit Erthal in das Gemach. Egbert sprang auf, ihm mit den Worten entgegen: Lieber, getreuer, guter Georg, mein Waffenbruder! ich mußte den Ort sehen, wo du ein Gefangener warst, und mußte dem Manne danken, der dich schonend behandelte. Nicht, Georg, dir ist hier wohl gewesen?

Das Fräulein hat mich vergessen lassen, daß ich gefangen war; sie hat wie eine Mutter an mir gehandelt.

Hat sie? sprach Egbert mit leuchtenden Augen, und wandte sich zu Bertha. Fräulein, ich danke Euch! Ihr habt meinem Freunde wohlgethan. Laßt mich Eure wohlthätige Hand küssen. Er drükte Bertha's Hand an seine Lippen. Sein Ton war so fröhlich, so innig, daß Bertha ihm diese Vertraulichkeit nicht übel nehmen konnte.

Ihr seid ein sondrer Mann, sagte sie lachend: Ihr dankt für ein Nichts, und wenn man Euch eine Krone schenkte, ich glaube, Ihr würdet sagen, man sei sie Euch schuldig.

Eine Krone auch, und dieser Mann. Nun, mein guter Georg, unsere Fehde hat ein Ende; du hast Frieden gemacht. Eile, lauf; oben im Eichenhorst, den Weg an den Rhein zu, wartet dein Weib und deine Kinder auf dich! Die Freude solltest du noch einige Minuten früher haben. Er drükte den Mann an seine Brust. Georg drükte seinem Herrn die Hand und flog hinaus in die Umarmungen seines Weibes und seiner Kinder.

Nach und nach versammleten sich mehrere Ritter bei Erthal. Man erstaunte, Egbert zu sehen. Egbert stand da unter ihnen ruhig, groß, nahm Theil an ihrem Gespräch, als ob sie seine Feinde nicht, sondern alle seine Gäste und Freunde wären. Man sang Lieder zu Bertha's Lobe, und allein Egbert sang das Lob der Bescheidenheit. Man fragte Egbert, warum er Bertha's Reize nicht sänge, und Egbert lächelte und sagte: ich betrachte die Rose; ich küsse sie nicht; mein Kuß möchte die schöne, bescheidene Knospe öffnen! Bertha erröthete.

Die Thüre flog auf, und der Ritter Wegeleben stürzte ins Zimmer. Hier finde ich Euch, Egbert von Montabor! Gebt mir Antwort! der Ruf sprach von Euch als dem edelsten Manne des Gaus; wärt Ihr ein Elender, so säht Ihr mich nie bei Euch. Meines Bruders Tochter Mathilde war Eure verlobte Braut? redet!

Bertha stand auf, und Egbert sah ernst. Das

war sie! sagte er. Ich muß Euch das selbst erzählen, fuhr er fort: Ich war mit der schönen Mathilde von Wegeleben verlobt; der Tag war schon angesezt, an dem uns das Sakrament verbinden sollte; auf einmal bleibe ich weg, die Verbindung geht zurük. Nun frage ich Euch, versammlete Ritter und Freunde, haltet Ihr mich eines so schlechten Streichs, ein Mädchen ohne wichtige Gründe zu verlassen, für fähig?

Nein: riefen alle.

Und das arme Mädchen, fuhr Wegeleben fort, verjammert jezt ihr Leben und stirbt hin mit ihrem verschmäheten Herzen!

Ritter Egbert, sagte Bertha und näherte sich ihm: Ritter Egbert, ich bitte Euch, macht Euch rein von diesem Vorwurfe.

Egbert sah furchtbar ernst. Wegeleben! sprach er kalt: seid Ihr der Allwissende, daß Ihr schwören könnt, ich bin der Schuldige? Euer Vorwurf schmerzt; denn ich muß schweigen.

So war Mathilde die Schuldige? fragte Wegeleben, und Bertha stand da, und hieng auf Egberts Lippen.

Bei Gott! nein! Mathilde ist unschuldig, wie ich selbst!

Das hieß Euch der Himmel sprechen! sagte Wegeleben. Aber so redet, warum —

Ich muß schweigen! Ich blieb weg; unsre Verbindung gieng zurük. Da seht Ihr die Handlung;

wer aber von Euch will auch die geheimen Absichten und Ursachen der Handlung errathen?

Und ihr seid unschuldig? fragte Wegeleben.

Ich bins! doch hier ist der Schein wider mich. Die Zeit wird mich vertheidigen; urtheilet so lange nicht.

Bertha sagte: nein, Egbert, seid Ihr Ritter, so vertheidigt Euch jezt! Eine Hülflose verlassen, ein liebevolles Herz verschmähen, die Unschuld verspotten? — vertheidigt Euch jezt.

Das will ich sprach Egbert: Lebt wohl! Stolz gieng er durch die Ritter hin. Ein Gemurmel entstand. Die meisten vertheidigten Egbert, selbst Wegeleben. Aber was kann ihn veranlaßt haben? — das war Bertha's ewige Frage. Niemand errieth die Ursache. Bertha dachte, wie sie allein war, an nichts als Egbert. Seine Gestalt, sein Stolz, seine Kälte gefielen und mißfielen Bertha zu gleicher Zeit. Noch immer sah sie ihn unter den andern Rittern stehen, in der stolzen, herrschenden Stellung, noch immer sah sie seinen Helmbusch schwanken, wenn er sprach; noch immer sah sie sein kaltes, bittres Lächeln, mit dem er sagte: ich bin unschuldig! Sie konnte sein Bild nicht los werden.

Auch Egbert ritt in Gedanken an Bertha heim; er wußte selbst nicht, durch welchen Weg er an den Rhein gekommen war. Auf der Fähre saß er tiefsinnig, und der Fährmann mußte ihm zweimal sagen, er sei am Ufer. Dann sprengte er die steilen Berge

auf und ab, und in zwei Stunden war er auf seiner Burg Montabor.

Hundert Ritter hatten Egberten von Bertha erzählt, und Berthan von Egbert. Beglerde sich zu sehen brannte schon in beider Herzen, und öffneten sie schon voraus gegen einander. Kalt ist Egbert gegen die Liebe! erzählen die Ritter. Die schönsten Fräulein sind vergebens freundlich gegen ihn; sein Herz ist Eis. Bertha hörte es, und verlangte nach Egbert. Bertha ist stolz, sagten Hunderte in Montabor: und ihr Stolz macht uns zu Kindern. Die Ritter lieben sie alle: keiner wagt es, Bertha die Liebe zu verrathen; sie ist so kalt, wie sie schön ist, und Egbert brannte, Bertha zu sehen.

Nun hatten sie sich gesehen, und beider Herzen waren voll von dem Wunsche, sich öfter zu sehen. Mathilde! dachte Bertha oft: wie ist es? — Mathilde! dachte Egbert: was wird Bertha sagen, wenn sie es erfährt? —

Ein Monat war so hingelaufen, und Wegeleben kam zu Erthal. Er traf da Bertha's Anbeter. Wegeleben trat hastig in den Saal, und statt des Willkommens rief er ihnen entgegen: Egbert ist unschuldig!

Unschuldig? rief Bertha: o erzählt, wie? und Wegeleben erzählte: Zwischen meines Bruders Gütern liegt ein Forst, welcher den Montabors gehört. Schon oft hatte mein Bruder Egberts Vater einen reichen Ersaz für den Wald geboten, und immer vergebens. Endlich wurde der lange Streit zwischen

den Vätern geschlichtet. Egbert erhielt Mathildens Hand und einen doppelten Mahlschaz, und Montabor trat an unser Haus den Wald ab. Egbert sah Mathilden; sie gefiel ihm, und wir legten ihre Hände in einander. Mathilde weinte und härmte sich ab. Niemand errieth die Ursache. Ihr Herz war schon verschenkt; der Vater ist hizig, das Mädchen furchtsam. Der unglükliche Tag der Verbindung rükte immer näher, und Wilderen, Mathildens Geliebter gieng zu Egbert.

Egbert, sprach er: ich liebe Mathilden, Mathilde liebt mich; mein ist ihr Herz, dein ihre Hand. Was wirst du thun?

Egbert erstaunt; er will nach meinem Bruder, und ihm sagen, daß Mathilde Wilderen liebt.

Und das arme Mädchen unglüklich machen? sagt Wilderen: du kennst des Vaters unbeugsame Hize. Egbert legt die Hand an die Stirn. Auf einmal sagt er Wilderen: Hört, Wilderen, kauft mir den Steinforst ab. Wilderen sinkt voll Freude zu Egberts Füßen. Das war der Wald, um den Mathildens Hand verkauft wurde. Wilderen kauft den Wald, und Egbert bleibt weg von meines Bruders Burg. Mein Bruder sezt ihn zur Rede. Egbert antwortet räthselhaft, kalt. Mein Bruder ergrimmt, meine Tochter ist nicht für dich, Egbert von Montabor! ruft er, und eilt fort. Egbert ruft dem ergrimmten Alten nach, und ich fordere Euch auf, Wegeleben, je den Steinforst Euer zu nennen. Nie sollt Ihr ihn

haben, er ist an Wilderen verkauft. Mein Bruder kam wüthend heim, und es fehlte nicht viel, so hätte er Mathilden Wilderen selbst angetragen. Gestern ist Mathilde Wilderens Weib geworden, und der Steinforst gehört meinem Bruder. Mathilde erzählte mir heute den Handel; ich will zu Egbert, und ihm Genugthuung bieten für meinen Verdacht.

Wegeleben eilte davon, und Bertha rief ihm nach: sagt Egberten, daß auch ich ihm Genugthuung schuldig sei. Der Ritter flog dahin und überraschte Egbert mit dem Geständniß seiner zu raschen Zunge, und noch mehr mit Bertha's Auftrage.

Das sagte Bertha? fragte er mehr als einmal, und nach ein paar Tagen ritt er nach dem Schneestein. Bertha sah ihn von ihrem Kloset auf den Hof sprengen, und sie lief an die Thür; unentschlossen, ob sie gehen sollte, oder nicht, hatte sie den Griff in der Hand. Wie leicht könnte er meine Eile mißdeuten? dachte sie. Laß ihn! sagte sie: er ist es werth, daß man mit ihm mehr ist als ein Weib. Sie gieng.

Willkommen, Egbert! sagte sie fröhlich: ich freue mich, Euch wieder zu sehen. Egbert antwortete kalt auf ihren Gruß, und jagte die fröhliche Wärme Bertha's in ihr Herz zurük. Sie sezte sich an ein Fenster, sah bald auf Egbert, bald auf den Hof, hatte Langeweile, denn Erthal redete von den Fehden der Ritter umher. Bertha fieng verschiedene mal an von Mathilden zu reden. Egbert wandte das Gespräch ab, und Bertha dachte mit Verdruß:

bin ichs nicht werth, daß er sich bei mir rechtfertigt? — Ich hatte Euch neulich Unrecht gethan, Egbert, sagte sie: meine jezige Entschuldigung mag Euch indeß leicht eben so gleichgültig sein, als damals mein Argwohn.

Kein Argwohn ist mir gleichgültig, er vermindert den Glauben an gute Menschen.

Und liebtet Ihr Mathilden wirklich? fuhr sie auf den Hof sehend, fort: man kann nur von der Aufopferung auf die Größe der Seele schließen.

Rechtthun ist keine Aufopferung. — Daß ich den Vater hintergehen mußte, das war das Opfer, das meinem Herzen schwer wurde, und noch jezt bin ich zweifelhaft, ob ich Recht that.

Ihr machtet zwei Menschen glüklich!

Der gute Ausgang entschuldigt den Weg nie, den man geht.

Und liebtet Ihr Mathilden?

Es schmerzte mich, daß sie mich nicht liebte; wißt Ihr daraus, ob ich sie liebte?

Noch nicht. Erlaubt, daß ich Euch verhöre. Machte es Euch Vergnügen, daß Wilderen glüklich wurde?

Gott gebe denn, daß ich nie liebe, wenn Liebe gegen Menschenglük kalt machen soll.

Ihr seid ein biederer Mann! aber geliebt habt Ihr Mathilden nicht, Ritter, und ich behaupte, Eure Handlung war recht, aber nicht groß.

Und ich behaupte, meine Handlung war nicht

groß, weil sie nicht recht war; aber sie gelang. — Laßt uns davon abbrechen, Fräulein. Ich sehe an Eurer Miene, daß ich Euch eitel scheine. Ihr möchtet Euch aufs neue zu entschuldigen haben.

Stolzer Mann! sagte Bertha, und ergriff die Spindel, zerriß den Faden, verließ den Saal, und gieng in den Garten.

Egberts Besuche bei Erthal wurden häufiger, und täglich entstand ein neues Band zwischen Egberts und Bertha's Seelen. Nur waren es Bande, welche die Eitelkeit knüpfte, und nicht die Natur. Bertha hielt Egberten für den edelsten Mann, und Egbert Bertha für das edelste Weib, und einer wollte den andern an Edelmuth, an stiller Größe, an kaltem, sich selbst genügenden Stolze übertreffen. Es war der Wettstreit der Tugend, den die Eitelkeit dem Herzen selbst interessant machte. Beider Seelen rangen mit einander, nicht beider Herzen. Bertha verlor nach und nach in diesem Streite, nicht, weil sie weniger Größe hatte, sondern weil sie ein Weib war, und mit jedem Verluste, mit jeder Schwäche, die sie zeigte, wurde sie Egberten liebenswürdiger. Bertha's Absicht war, sich in Egberts Augen zu heben, und Egbert hob sich, ohne sich einer bestimmten Absicht bewußt zu sein. Jede große Idee, welche in seiner Seele lag, fand eine ähnliche in Bertha's Seele; jedes Gefühl seiner Brust war gewiß in Bertha's Brust, ein ähnliches Gefühl zu finden. Du bist stark wie ein Mann, Bertha! sagte Egbert mit blizenden Augen zu dem Mädchen, stand

vor ihr, beugte sein Haupt nieder, und betrachtete Bertha; und Bertha fühlte sich nie mehr Weib, als in diesen Augenbliken. Sie seufzte, und sah auf der Seite neben ihm weg. Dieses sanftere weibliche Gefühl war ihr selbst unangenehm; sie wollte den Ausruf: stark wie ein Mann! verdienen, sie rang jenes schönere Gefühl der weisen Natur zu Boden. Sie kämpfte mit ihrem Herzen, und erkünstelte eine Kälte, die doch endlich der wachsenden Liebe erlag.

Auf diesem unnatürlichen Boden erwuchs die Liebe beider Herzen, und, endlich unter dem Kampfe der Eitelkeit und des Stolzes immer stärker geworden, foderte nun die Liebe ihre Rechte zurük, und Bertha wurde ein Weib. Sie hieng an Egberts Armen; ihr Blik, der sonst stolz umherflog, hieng furchtsam und mit Thränen beladen am Boden; ihr Gang der sonst stolz neben Egberts Gange dahin rauschte, schlich leise durch die Blumen. Sie lächelte, ohne zu reden; sie drükte Egberts Hand, und das war sonst nur der Lohn eines edlen Worts gewesen; sie zitterte, wenn sein Arm sie umfaßte, und wandte ihre Augen seitwärts; sonst stand sie, wenn er sie umfaßte, stolz vor ihm, und fragte: es ist ein großer Gedanke in Eurer Seele, Montabor? Ich fühle es an Eurem Druk! —

Da saßen sie jezt neben einander in einer Laube, welche die Aussicht auf die Mosel hatte. Sonst flog Bertha's Auge hinter den Wellen her; ach, könnt' ich dem Strome nachfliegen, rief sie: über das Weltmeer

dahin. Wie eng ists hier! jezt war ihr die Laube noch zu offen, und ihr Auge hieng auf einem Punkte des gelben Stromes. Bertha ergriff dann die Harfe, sie hob den stolzesten Gesang an, er endigte in einem traurigen Liede der stillsten Sehnung, und Seufzer begleiteten ihn.

Bertha schämte sich vor Egbert ihrer Liebe und ihres Herzens, und sie sah nicht, wie jezt des Mannes Herz unter der Thräne ihrer Liebe zerschmolz; wie ihr stiller trüber Blik, wie das Zittern ihrer Hand, den edlen Mann mehr zu ihren Füßen zog, als vorher ihr Freimuth, ihre männliche Größe, ihre feste Entschlossenheit. Egberts Liebe war die ganze Freude ihres Lebens, und sie haßte die Hand, welche ihr diese Liebe gegeben hatte. Wer bin ich jezt? fragte sie sich ängstlich, wenn sie voll der kindischen Träumereien im Garten umherirrte; wer war ich? Ich bin nicht Bertha, die große Bertha mehr; ich gehöre zu den liebesiechen Geschöpfen, deren ganzes Dasein ein kranker Seufzer ist; die der Mann in der Burg einkerkert, weil kein edler Gedanke ihre Brust hebt. Nein, Egbert, ich will deiner werth sein; werth, dem edelsten Manne zur Seite zu stehen, das edelste Weib. Sie warf den Kopf auf, ihr Gang wurde rascher, sie troknete die Thränen von ihren Augen, und eilte Egberten entgegen.

Meine Bertha, rief er ihr entgegen: eine Unternehmung hat mich gehalten. Ich habe die Mönche von Maximin geängstet. Sie machten Ansprüche

auf eine Unglükliche, als auf ihre Leibeigene. Verzeihe mir, ich konnte nicht kommen.

Ich würde dich hassen, sprach Bertha, wenn du zu Bertha kämest, so lange noch ein Unschuldiger in deinem Burgbann deiner Hülfe bedürfte. Ich bin sehr fröhlich gewesen; denn ich wußte dich in Gefahr um der Unschuld willen.

Bertha, siehst du nicht des Jünglings finstern Blik bei deinen Worten? Bertha ist stark wie ein Mann! sagte Egbert, und das Geständniß der Liebe, das auf seinen Lippen heute lag, schlüpfte in sein Herz zurük.

Eines Tags saß Bertha an seiner Seite unten an der Mosel. Sie waren die Felsen hinab geklettert; Nußbüsche bedekten sie vor den Strahlen der Sonne, ihr Rüken lag an dem weichen Moose der Felsen. Bertha sah Egberten mit einem unaussprechlichen Blike an. Egbert, fieng sie auf einmal an: ich liebe dich unendlich! bist du mein? — Bertha! Bertha! rief Egbert voll Erstaunen. O welch ein Weib bist du! Ich wagte es nicht; und du? — O Größe ohne Beispiel! Ich liebe dich unendlich. Jezt sanken sie einander in die Arme, ihre Lippen versiegelten das Geständniß ihrer Liebe. Alles war vergessen, Bertha's Stolz, Egberts Größe. Süße Thränen zerschmolzen ihre Herzen. Das Mädchen Bertha zerschmolz in einen Seufzer. Der Abend fand sie noch unter dem Tändeln des Kindes, das Liebe heißt.

Wie glüklich bin ich! riefen beide. Bertha

schlang den weisen Arm um seine Schulter, und Egbert spielte mit Bertha's schwarzen Loken, und Bertha genügte das Spiel, das Kosen, die halben Wörtchen, die Seufzerchen, die Schwüre des Geliebten: Bertha knüpfte eine Rosenkette mit Vergiß mein nicht um seinen Harnisch, und lächelte ihrem Gefangenen mit nassen Augen zu. Sie war Armida, und er Rinaldo geworden.

Sie giengen mit der sinkenden Nacht. Nicht wahr? sagte Bertha lächelnd: Bertha sollte Egberts ganzen Stolz fühlen? Ich mußte groß genug sein, dir zuerst zu sagen: ich liebe! — Meine große, meine edle Bertha! rief Egbert: wer ist es werth, dich sein zu nennen? Du bist stärker als ein Mann!

Die Ruhe der glüklichen Liebe wohnte in Bertha's Herzen, und mit ihr kehrte nun Bertha's Entschluß, groß zu sein, und durch Größe Egberts Herz zu verdienen, mit neuer Lebhaftigkeit zurük. Er ist mein! ich bin sein! rief sie: und soll denn nur diese Lippe, der Händedruk sein sein? Nicht mein Herz? nicht meine ganze Seele? — Nein! Egbert, ich will dein sein! meine Seele soll in deine sich hauchen! ich will in dir leben!

Bertha, ist denn diese Flammenliebe freier Willkühr heimgestellt? Sie hörte die Warnung ihres Herzens nicht; sie riß jede Zurükhaltung aus ihrer Brust weg; sie zwang sich, ihm jede seiner Liebkosungen wieder zu geben, die affektlose ruhige Vertraulichkeit des männliches Freundes zu künsteln,

das Gebiet der Unruhigen, schwebenden und verschämten weiblichen Liebe zu überspringen, und in das Gebiet der ruhigen, auf ein ganzes Leben, auf alle ertödteten Begierden gegründeten Freundschaft einzudringen; kein Gedanke kam in ihre Seele, den Bertha nicht Stärke genug hatte, ihrem Egbert zu sagen; kein Bild, keine Ahnung ihres verlangenden Herzens verschwieg sie ihm; sie zwang die bebenden Lippen zu Vertrauen, welches ihnen die vorsichtige Liebe versagte; sie wollte den reinen Glanz der jungfräulichen bescheidenen Unschuld noch weißer färben, und Egbert rief: welch ein Weib ist mein!

Egbert saß heim auf seiner Burg; eine Unpäßlichkeit hielt ihn von Bertha zurük. Die Thüre öffnete sich, und Bertha trat in das Gemach, und warf sich in Egberts Arme. Bertha! rief Egbert erschroken: wie wagst du es, ein Mädchen! —

Ich bin kein Mädchen, sagte Bertha lächelnd: ich bin nichts, als Egberts Bertha. Und wenn dich jemand gesehen hätte, Bertha? — Man würde sagen, Bertha liebt Egbert. Dir ist nicht wohl, läßt du mir sagen — wenn ich dir das hätte sagen lassen, wärst du nicht gekommen? Ich bin dein, Egbert! was kümmert mich die Sitte, welche die Thorheit erfand? Sie blieb bei ihm bis in die Nacht, dann flog sie in einem Mantel gehüllt, den Berg hinab, und Egbert brachte sie bis an den Rhein. Vom andern Ufer hörte er noch, gute Nacht, Egbert! dann ihres Pferdes Flug auf den Felsen, und Egbert stand

am Rhein, und rief mit nassen Augen: welch ein Weib!

Bertha kam zurük. Sie sah von weitem die Burg erleuchtet, und hörte den Ton der gastlichen Trompete. Sie flog in die Burg, und der Befehl ihres Vaters rief sie sogleich in den Saal. Hier fand sie den Grafen Ludwig von Mannsfeld. Ludwig kam ihr entgegen. Er hatte viel von Bertha's Schönheit gehört; aber Bertha selbst sezte ihn in ein freudiges Erstaunen. Ihre schwarzen Loken flogen wild um den Naken; ihr Gewand war schwarz mit weißer Stikerei, um ihren schlanken Leib trug sie eine lange weiße Feldbinde Egberts, die sie dort aus Schäkerei umgebunden, und abzulegen vergessen hatte. So stand sie vor dem Grafen von Mannsfeld.

Wo bist du gewesen, Bertha?

Am Rhein, mein Vater; sonderbar, ich konnte heut Abend den Weg im Gebürg nicht finden. Endlich legte ich dem Roß den Zügel auf den Hals, und es brachte mich glüklich hieher.

Und das wagt Ihr, Fräulein? bei Nacht? allein?

Was wagte ich nicht um einen solchen Abend?

Ludwig konnte nicht aufhören, Bertha zu bewundern. Er hieng mit unverwandten Bliken auf ihr; er war allein Ohr, wie sie die Harfe ergriff, und mit ihrem Gesange sie begleitete. Das Stolze, Ernste und Freundliche in ihren Bliken; ihre freie edle Bewegung, ihr Gang, die große, schöne, volle Figur in der halbmännlichen Kleidung; nie hatte

er ein solches Mädchen gesehen. Kein Schlaf kam die Nacht in sein Auge. Der erste Strahl der Sonne wekte ihn; er stand nachdenkend am Fenster, da flog Bertha den Ulmengang hinab. Er zitterte, er eilte in den Garten; Bertha sah ihn kommen, und kam ihm entgegen. Sie war in der jungfräulichen Morgenkleidung; ein weißes enges Mieder umfieng den runden Leib! ihre Loken hiengen auf den weißen Schultern; eine Blume war der einzige Schmuk ihres Busens. Ludwig beugte sich tief, und Bertha redete ihn freundlich an, und der Pfeil der heißesten Liebe zerriß Ludwigs Herz.

Ludwig wurde mit jeder Minute, die er auf dem Schneestein lebte, tiefsinniger. Er hieng stumm wenn er bei Erthal war, auf der Thüre, und kam Bertha, so erröthete er und rükte unruhig auf dem Sessel hin und her.

Endlich warf er sich dem alten Erthal in die Arme, und bat ihn um seine Einwilligung, Bertha zur Gräfin von Mannsfeld zu machen. Erthal fand in diesem Antrage nichts widriges. Wenn Ihr Bertha's Herz habt, sagte Erthal: so soll Euch die Hand nicht fehlen. Ludwig warf sich dem Vater zu Füßen, stammelte seinen Dank für diese Einwilligung, und Bertha saß an der Mosel und schrieb mit unsäglicher Mühe einige Worte an Egbert.

Wie sie zurükkam, kam ihr Ludwig entgegen. Edle, schöne Bertha, sagte er, und ergriff ihre

Hand: wenn Ihr so gütig seid, wie Euer Vater, so bin ich der glüklichste Mann in Deutschland.

Und wie gütig soll ich sein? fragte Bertha lächelnd.

Gräfin von Mannsfeld zu werden. O Bertha! Bertha! wie vielen Dank müßte mir Sachsen wissen, wenn ich ihm den Stolz des Rheins zuführte! O theures Fräulein, macht mich mit Eurem Ja zum beneidenswerthesten Manne der Erde.

Und mein Vater? fragte Bertha ruhig.

Hat mir erlaubt, um Euer Herz zu werben.

Bertha schwieg einen Augenblik. Ich will Euch antworten, Herr Graf, aber erst morgen. Ihr sollt mit mir reiten.

Wohin ihr wollt, schöne Bertha.

So laßt mich jezt, und für heute kein Wort mehr! Bertha gieng auf ihr Kloset. Spät Abends nahm sie ihre Harfe, und sang; der Graf lag im Fenster und horchte.

Endlich hab ich ihn gefunden,
Schöne Freudenzähren fließt!
Der von meinem Arm umwunden,
Stolzer als der Kaiser ist.

Treue, schöne, reine Minne,
Du berauschest meine Sinne!
Du erfüllst allein mein Herz,
Liebe, wunder süßer Schmerz!

Wie im Glanz der Morgenröthe
Er zu meinen Füßen sank,

Und um meine Liebe flehte:
Ach, wie war mir da so bang!

Treue, schöne, reine Minne,
Du berauschest meine Sinne,
Du erfüllst allein mein Herz,
Liebe, wunder süßer Schmerz!

Bang war ihm, wie ich ihn herzlich
An den treuen Busen schloß;
Wie mein Auge froh und schmerzlich,
Eine Thränenfluth vergoß!

Treue, schöne, reine Minne,
Ach, berausche seine Sinne;
Fülle ewiglich sein Herz,
Liebe wunder süßer Schmerz!

Fülle ewig Bertha's Herz, Liebe, wunder süßer Schmerz! wiederholte Ludwig, und immer noch horchte er; noch horchte er, da Bertha schon in den schönsten Träumen von Egbert auf ihrem Lager lag. Früh war Bertha auf, noch früher der Graf. Er hielt schon auf dem Hofe bei seinem Pferde. Jezt kam Bertha die hohen Stufen der Burg herab. Schöner hatte er sie nie gesehen: Ein Hut mit hohen schwankenden Federn bedekte ihre Stirn; rosenroth war ihr Gewand, und um ihre Hüften flatterte die weiße Feldbinde Egberts. Sie lächelte dem Grafen zu, schwang sich aufs Pferd, und dahin flog sie den Felsen hinab, am Ufer der Mosel hinunter. Jezt wandte sie sich um einen Felsen, und dann

durch Flur, Gebürg und Wald, bis der Rhein den Lauf hemmte. Sie stand schon am Boden und klopfte des keuchenden Pferdes Hals: da erreichte sie Mannsfeld. Ich habe für Euch gezittert, Fräulein! Sie lächelte, und zeigte auf die Fähre, die vom andern Ufer sich näherte.

Hier disseits des Rheins habe ich Euch gefunden, schönes Fräulein; entscheidet auch hier mein Schiksal! sagte Ludwig. Wenn Ihr mich liebt, sagte Bertha: so wartet und schweigt.

Sie sprang in die Fähre, und dahin flog sie mit den Wellen. Sie stieg aus, schwang sich auf ihr Roß, und nun drang sie wieder durch die Gründe der Weinberge ins Gehölz, und nach zwei Stunden sagte sie: wir sind am Ziel! Ein felsigter Fußpfad führte sie beide zwischen Gesträuch in die Höhe. Am Vorsprungshäuschen ließen sie die Pferde. Sie führte jezt den Grafen in die Höhe, dann öffnete sie eine enge Pforte in der Ringmauer mit einem Schlüssel, gieng in die Burg, öffnete die Thüre eines Gemachs, und flog in die Arme eines Jünglings mit dem lauten Geschrei, mein ewig geliebter Egbert! Bertha! rief Egbert, und jezt wurde er des Grafen Mannsfeld gewahr, der erstaunt, und wie eine Bildsäule in der Thüre stand.

Bertha ergriff mit ihrem Zauberlächeln des Grafen Hand: Seht, lieber Graf, das war der Freund, den ich Euch versprach, und von dem ich Euch sagte, daß Ihr ihn lieber gewinnen würdet, als zehen Bertha's. Es ist Egbert von Montabor, der edelste Ritter,

den ich mehr als mein Leben liebe, und von dem mich auch die Martern der Hölle nicht reißen würden, und hier, Egbert! führe ich dir den Grafen Ludwig von Mannsfeld zu, und bitte für ihn um deine Freundschaft.

Egbert schlug seine Arme um den Graf. Ihr müßt ein edler Mann sein, Graf Ludwig, daß Bertha Euch ihr Vertrauen schenkte. Seid mir willkommen; wenn meine Freundschaft von Bedeutung wäre, so würde ich sie diesem edlen Gesicht anbieten.

Der Graf begriff sich. Er dankte Egbert für seine Güte, und nun schlang Bertha den linken Arm um Egbert, die rechte Hand gab sie dem Grafen, und zog ihn an sich. Sie drükte ihre Lippen erst auf Egberts, dann auf Ludwigs Mund, und sagte: Dieser keusche Kuß eines edlen deutschen Mädchens mache Euch zu Freunden und zu Helden. Jezt leb wohl, Egbert: wir müssen fort. Sehe ich dich morgen? Ich komme: sagte Egbert, und besann sich noch über die räthselhafte Erscheinung.

Finster gieng Mannsfeld hinter Bertha her, den engen Pfad hinab, wild flog er hinter ihr drein bis an den Strom. Jenseits am Ufer reichte Bertha ihm die Hand: lieber Graf, vergebt mir. Mein Vater konnte es wünschen, mich als Euer Weib zu begrüßen. Ich wollte mir an Euch einen Vorsprecher bei meinem Vater geben.

Unbegreifliches Weib; sagte Ludwig, und sank zu ihren Füßen: du ermordest mich, und dennoch muß ich dich anbeten. Laßt uns eilen, Zauberinn;

ich darf nicht lange in Eurer gefährlichen Gesellschaft bleiben; sonst möchte mich gereuen, was ich noch nicht versprochen habe.

Mittags waren sie bei Erthal im Saal. Vater, sagte Bertha ernst: ich habe mein Herz und meine Hand verschenkt. Der Vater lächelte. Ich liebe, fuhr Bertha fort, ich liebe Egbert von Montabor. Erthal runzelte die Stirn. Ich sehe an Eurer Stirn, Vater, daß ihr nicht zufrieden seid, das thut mir weh, weil Egbert der edelste Mann ist.

Der Vater schwieg und betrachtete den Grafen, der sich die Stirn rieb, und Bertha mit heimlichen funkelnden Bliken beschaute. Gebt Eure Einwilligung, Erthal, sagte Ludwig mit zweifelhafter Stimme: wer kann diesen Lippen widerstehen? — Laß mich, Bertha! sagte der Vater ernst: du hast mich überrascht. Ich hatte mehr auf Bertha's Weisheit gerechnet. Laß mich! Ihr seid alle Weiber. Er stand auf und ließ den Grafen und Bertha allein.

Der Graf stand da stumm. Auf einmal sagte er: lebt wohl, Bertha! stand und betrachtete sie aufs neue. Mir ist, als sollte ich in eine Wüste ziehen, wenn ich von Euch gehe; lebt wohl! — Wie denn, Bertha, wenn das Schiksal Euch trennte, dich und den glüklichen Montabor? — Du bist kein gewöhnliches Weib, Bertha! der Mann kann mit dir reden; denn du bist mehr als Weib. Wenn das Schiksal — denkt ganz kalt an den Fall.

Nur nicht der Tod, Graf, sagte Bertha: dann

hätte ich auf der Erde nichts mehr zu geben und zu verlieren.

Denkt Euch einen andern Fall.

Gut, sagte Bertha lächelnd: wenn ich nicht Egberts Schiksale theile, so theile ich Eures. Aber ich sage Euch zugleich auch, Graf; Ihr kennt Egbert und Bertha nicht: lebt wohl! der Graf gieng, nahm Abschied von Erthal, und sezte seine Reise nach Trier zu seinem Oheim dem Erzbischof fort.

Bertha! Bertha! sagte am andern Tage der Vater; du hast meine Absichten mit dir zerstört; allein ich hoffe —

Vater, was Ihr auch sagen wollt, sagt das nicht mir: denn ich bin vollkommen entschlossen —

Wozu?

Wozu? — zu heißen, oder zu sein Bertha von Montabor, und wenn Ihr das hindert, Egberts Bertha, Egberts Geliebte, Vertraute; mit einem andern Namen wird die Welt mich nie nennen. Ihr seid Herr meiner Hand, aber nicht meines Herzens. Den Namen Montabor könnt Ihr mir verweigern; aber nicht den Namen Egberts Geliebte. Da ist Egbert; er denkt wie ich, Vater. Egbert trat eben in die Thüre.

Egbert, sprach Erthal: der Weg zu meiner Tochter sollte Euch erst zu mir geführt haben. Ihr habt ihr Herz; allein ich schlage Euch ihre Hand ab. Was sagst du, Bertha? — Nichts, ich schweige; denn ich bin Egberts, und meinst du, Vater, darum we-

niger Egberts, weil ich nicht nach seinem Namen heiße? Mit nichten! frag ihn selbst, ob er in mir das Weib liebt? ob ich in ihm das Geschlecht liebe? er liebt Bertha, und ich liebe Egbert. Er könnte seine Hand einem andern Mädchen geben, meinst du Vater, er würde mich darum weniger lieben, oder ich ihn weniger? —

Und wenn ich ihm den Eingang in mein Haus weigerte?

So würde mir der Eingang auf Montabor offen bleiben.

Und wenn ich dich auf dein Zimmer verschlösse?

Was würdet Ihr gewinnen, Vater? Könnt Ihr meine Gedanken verschließen? Der Gedanke an Bertha würde Egberten noch immer der Sporn zu großen Thaten sein, und mehr hat er nie gewollt.

Bertha's Wangen glühten, Bertha's Augen funkelten, und du sagst nichts, Egbert? sagte sie, und sah ihn freundlich an.

Wer kann etwas sagen, meine große Bertha, wenn du redest? Er warf sich zu Erthals Füßen. Vater, ich bitte nicht um Bertha; nein, denn sie ist mein! Ich bitte dich, Erthal, versag um dein selbst willen dein Herz deiner edlen Tochter nicht!

Sonderbare Menschen! sagte der Vater: er hob Egbert auf, umarmte Bertha, und sagte gütiger: laßt mich. Ich liebe meine Bertha. Ich wollte ihr mehr geben, als du, Egbert, hattest.

Das kannst du nicht, Erthal, sagte Egbert. Und

wenn ich halb Deutschland mein nennte, was gehört denn eigentlich mein davon? nur die Stelle, wo ich mit Bertha bin; nur der enge Raum, den ich und sie einnehmen. Nimm mir alle meine Besizungen, den Boden, wo ich stehe und Bertha in meinen Armen halte, müssen sie mir gönnen. Nein, Vater, mein Herz ist mein, und mehr als das kannst du Bertha nie geben.

Bertha legte ihre Wange an Egberts Lippe. Und wer kann mirs entreißen? fragte sie mit blizenden Bliken. Ich nicht, sehe ich! sagte Erthal lachend: aber deine Hand ihm geben, das kann ich. Er legte Bertha's Hand in Egberts, und Egbert sank in Bertha's Arme, und dann zu Erthals Füßen. Beide Männer weinten Thränen des Entzükens; in Bertha's Auge drängte sich keine Thräne. Der Augenblik, rief sie, ist zu groß für Thränen, nur heilig für Thaten. Egbert, Sporken hat seines Bruders Wittwe bevortheilt. Sie weint verlassen auf einer einsamen Burg. Sei des gedrängten Weibes Retter. Sie hat die Hülfe meines Vaters aufgeboten. Mein Vater kann nicht. Geh und schüze die Wittwe, und Bertha sei deine Losung!

Egbert sank in Berthas, dann in Erthals Arme, und nun verließ er die Burg, und schnell wie der Bliz flog er die Felsen hinab nach Montabor.

Auf allen Thürmen von Montabor leuchteten brennende Pechkränze, auf allen Warten umher tönte der Heerruf Egberts. Montabors Dienstleute

brachen die Nacht auf, in der Frühe seine Bundesritter, und an zehn Waffenpläzen versammleten sich ihre Reisigen. Egbert empfieng seine Freunde im langen Rittersaale, trug ihnen mit feurigen Worten Sporkens Ungerechtigkeit gegen seines Bruders Wittwe vor, und forderte ihren Beistand für die edle Frau von Sporken.

Die versammleten Ritter sandten an Sporken einen Herold, und ließen ihm sagen, abzustehen von seinen Verfolgungen der Wittwe seines Bruders, und ihr die geraubten Schlösser und Aeker, Dienstleute und Leibeigene, wieder zu geben, wie seines Bruders lezter Wille besage; sonst würden sie mit Heeresmacht vor seine Burgen rüken, mit Kriegsgeräthe, um seine Burgen zu zerstören, und ihn selbst so lange gefänglich zu halten, bis er den Willen seines Bruders erfüllt habe.

Sporken antwortete trozig, und die Reisigen zogen sich näher auf die Ebene von Montabor. An ihre Spize stellte sich Egbert und die übrigen Ritter, und sie rükten den Heerweg hinauf nach dem Rhein zu, mit der Belagerung des Rheinsteins, der den Weg nach Sporkens fester Burg dekte, anzufangen. Hoch lag die Burg auf Felsen hart am Rhein. Zwei Wege führten hinauf, durch enge Schluften; allein Sporken hatte mit großen Steinen und Baumstämmen die Wege verschütten lassen. Den Rhein hinauf sandte Sporken Lebensmittel, und die Besazung zog sie mit Striken in die Höhe.

Der Rhein war gesperrt, denn Sporkens Reutleute hatten die Fähre unter den Felsen gebracht, und bewachten sie dort, und seine Kähne bewachten das fahrbare Ufer. Sporken wußte, daß ein Haufen Reisige von Erthal zu Egbert stoßen sollte.

Wehe that es Egberten, daß er schon seit Wochen keine Nachricht von Bertha hatte. Unruhig stand er oft am Ufer des Rheins, und betrachtete die schnellen Wogen, und den Weg zwischen den Klippen, der zu Bertha führte. So stand er eines Abends, sein Speer an einen Felsen gelehnt, und den Schild, mit Gedanken an Bertha. Die Nacht war still, nur das Geklatsch der Wellen tönte. Auf einmal sah er bei dem halben Mondlicht einen Kahn sich nähern. Er verbarg sich hinter den Felsen. Hier leg an! rief eine Stimme leise. Der Kahn legte an, und die Stimme sagte leise: du bleibst, bis ich zurükkehre, und ein Mensch sprang ans Ufer. Egbert trat jezt mit Speer und Schild hinter dem Felsen hervor. Vorwärts beugte er den Speer. Halt! rief er: wer bist du? ergieb dich an Egbert von Montabor! Keinem andern als ihm! antwortete die Stimme. Zwei Arme umfaßten Egbert. Und du kennst deine Bertha nicht? Sie schlug das Visier von ihrem Helm zurük, der Mondstrahl fiel auf ihr Gesicht, und Egbert sank in ihre Arme.

O Bertha! Bertha! rief der erstaunte Egbert. Still! still! Egbert! rief das Mädchen, und legte ihm die Hand auf die Lippen. Verrathe mich nicht!

Ich bin ein fremder Krieger, ein alter Bekannter von dir; ich bleibe heute Nacht in deinem Zelt, morgen auch; dann schleich ich im Kahne wieder über den Rhein zurük. Egbert schloß sie schmerzlich und fröhlich an seine Brust, und sie giengen den Weg hin zu den Zelten. Hier führte Egbert sie schweigend und zitternd hinein. Seine Waffenknechte kamen, und wollten ihm, wie gewöhnlich, die Waffen abnehmen. Er winkte sie zurük und erröthete unter dem Helme. Bleibt der Fremde heute Nacht hier? fragte sein Leibknecht. Ja! stammelte der Ritter. Treumund kam nach einigen Minuten wieder und bereitete noch ein Lager im Zelt.

Egbert saß und sah stumm und glühend im Gesicht der Arbeit zu. Dann sagte er Treumunden gute Nacht! und hieß ihn gehen, und nun betrachtete er seine Bertha, voll Unruhe, voll ungewisser Wünsche. Er wünschte, daß sie bleiben möchte, und dann glaubte er, Bertha habe es nicht überlegt, sie werde ihn wieder verlassen. So unruhig? sagte Bertha, und schnallte den Helm vom Haupte, und ihre schwarzen langen Loken fielen auf den blizenden Harnisch.

Unruhig nicht, liebste Bertha; erstaunt, bestürzt, dich hier zu sehen, und — er warf einen zweifelhaften Blik auf das Lager. —

Und eine Nacht mit mir zubringen zu müssen — nicht wahr, Egbert? Sei ruhig! Ich habe alles gefühlt, alles überlegt; die Freude, dich zu sehen, überwand jede Bedenklichkeit.

Ich muß schon in ein paar Tagen mit meinem Vater nach Trier. Vielleicht bleibe ich dort Monate; ich mußte dir vorher lebe wohl bringen. Ruhig, Egbert! Sie schnallte ihm den Helm ab, sie half ihm den Harnisch ablegen, und nun bat sie ihn, auch ihr aus den Waffen zu helfen. Seine Hand zitterte, wie er ihr die Riemen auf der Brust auflöste, wie er den Harnisch abnahm, und Bertha's Brust ihm leicht von einem Leibroke bedekt entgegen wallte. Aber Bertha's ruhiger Blik zauberte auch die Unmöglichkeit wirklich: Egbert wurde ruhig und heiter. So saßen sie die halbe Nacht an einem Tische und redeten. Wenn Egbert sie ansah, wie sie da saß in dem leichten Kleide, die schwarzen Haarloken tief auf ihre Schultern hinab hangend, den weißen runden Arm auf dem Tische liegend; laut rief er oft: Gott, meine Bertha! — Du mußt schlafen, Egbert! sagte Bertha: auch ich will schlafen. Sie stand auf, sie schlang ihre weichen Arme um ihn, drükte ihn an ihre weiche Brust, und bedekte seinen Mund mit Küssen; dann gieng sie an ihr Lager, gute Nacht! rief sie: und sie warf sich unter die Deke, nachdem ein Seufzer oder ein Hauch ihrer Lippen das Licht verlöscht hatte. Gott! gute Nacht, Bertha! rief Egbert, und er legte sich nieder, und stüzte sein Haupt, und horchte nach ihrem Bette hin. Noch hörte er immer den Athem der Wachenden; immer leiser und langsamer wurde ihr Athem, Bertha schlief.

Da lag Egbert, und betrachtete noch immer Bertha's Schlaf; der Mond war über das Zelt hin-

über gegangen; ein Schimmer hieng auf der leinenen Thür, und warf eine sanfte Dämmerung in das Zelt. Leise stand Egbert auf, und trat an Bertha's Lager und wollte sie betrachten. Das Haar beschattete ihr Gesicht; leise öffnete er den Vorhang, der Thüre, der Mond blizte hinein, auf Bertha's Gesicht, und Egbert sank auf die Knie, und betrachtete die schlafende Bertha. Einzelne Freudenthränen flossen über seine Wangen, wie er sie betrachtete. So kniete er vor ihr, betrachtete sie, immer ruhiger wurde sein Blik, immer andächtiger, er faltete die Hände, und schlug von Zeit zu Zeit seine Augen gen Himmel, und sein Auge glänzte vor Freude und Thränen.

So saß er an Bertha's Seite, bis der Tag hervorbrach. Bertha erwachte: ein freundlicher Blik, ein Händedruk, ein leißes guten Morgen, Egbert! machten ihn heiter wie den Tag. Er verließ einen Augenblik das Zelt, und er fand Bertha, wie er zurükkam, auf, und schon halb in Waffen. Sie bedekte die Loken mit dem Helm, und sie verschloß das Visier, wie sie Fußtritte am Zelte hörte. Es waren Egberts Freunde. Sie traten in das Zelt, und brachten Egbert die Nachricht, daß Sporken mit einem großen Haufen durch den Wald ziehe.

Egbert bewaffnete sich, und erzählte seinen fragenden Freunden, daß der fremde Ritter sein Freund sei, und unerkannt bleiben wolle. Egbert gürtete sein Schwert um die Hüfte, die Reisigen waren versammelt. Du bleibst hier, Edelbert, bis ich zu-

rük komme? sagte er zu Bertha, und Bertha bejahete.

Jezt gieng er mit den Rittern, und sie zogen Sporken am Walde entgegen. Ungestüm brach Sporken aus dem Walde hervor, die Höhen hinunter: wüthend war der Anfall, und immer brachen neue Schaaren hervor auf Egberts Haufen ein. Egbert zog sich links auf die Höhen; das hatte Sporken erwartet. Zwischen den Weinbergen hervor drang laut aufjauchzend ein neuer Haufen frischer Männer. Sie griffen Egberts Reisigen in der Seite an. Egbert war überall, und überall mit ihm der Tod, und doch wichen endlich die Seinen zurük. Muthiger drängte Sporken nach, und schneller eilten die Weichenden rükwärts. Egberts Stimme donnerte sie vorwärts, Sporkens Lanze trieb sie zurük. Die Flucht wurde schneller, sie flohen den Zelten zu. Bertha eilte aus den Zelten den Fliehenden entgegen. Halt! rief Bertha: halt! donnerte Egbert, wie er Bertha erblikte. Bertha eilte in das Getümmel auf eine Anhöhe, hier warf sie den Helm vom Haupte, und die langen Loken rollten über den Harnisch herab. Egbert! rief Bertha: Bertha und Sieg ist deine Losung! Da erkannten alle Bertha. Bertha! riefen alle, und Egbert führte sie gegen den Feind. Die Verzweiflung gieng vor ihnen hin. Hinein mit dem Geschrei Bertha in die Reihen der Feinde. Der Sieg war Sporken entrissen. Eine schimpfliche Flucht rettete ihn in die diken Wälder.

Jauchzend kehrten die Sieger heim. Bertha

stand mit verbreiteten Armen noch auf dem Hügel: sie flog Egbert entgegen in seine Arme, und schloß ihn an ihre Brust. Das Heer jauchzte, und von den Felsen hallten die Namen Bertha und Egbert wieder.

Die Ritter begleiteten Bertha in Egberts Zelt, und scherzten über Edelbert, den fremden Ritter. Egberts Wangen flammten, nur Bertha war ruhig. Und zittertet Ihr, Fräulein, fragte ein Ritter Bertha: wie Ihr Egbert von den Lanzen der Feinde umgeben saht? — Ich zitterte, wie Egbert zurükwich, für seinen Ruhm. Welch ein Weib! zischelten die Ritter Egberten ins Ohr, und Egbert sank zu Bertha's Füßen.

Nun blieb Egbert mit Bertha allein, in dem zärtlichsten Gespräche und Gekose der Liebe. Am Abend stand sie auf, Egbert begleitete sie. Er stieg mit ihr in den Nachen, und ruderte sie ans andere Ufer; hier nahm er sie noch einmal in seine Arme. Liebste Bertha, so leb wohl! wann seh ich dich wieder? Wenn Sporken besiegt ist, so kommst du nach Trier und holst mich dort ab; dann, Egbert, geh ich als dein Weib mit dir nach Montabor. Egbert lag in ihren Armen, sein Auge war naß, und auch Bertha's Auge benezte sich sanft. — Leb wohl, Bertha! Leb wohl, Egbert! Sie wand sich aus seinen Armen. Den ersten Kuß giebt dir die Lippe deines Weibes in Trier.

Bertha verschwand zwischen den Felsen, und Egbert stieg traurig in den Nachen; er sezte sich, ergriff das Ruder, Thränen fielen aus seinen Augen,

und lästig hieng das Ruder in seiner Hand. Unbemerkt zog ihn der Strom mit sich. Eine dunkle Wolke verschleierte den Mond, und die schnelle Dunkelheit wekte ihn aus seiner Betäubung. Er ergriff jezt das Ruder und arbeitete den Strom hinauf. Am Ufer hörte er Stimmen, er wagte nicht anzulegen, er blikte aus der Mitte des Stroms an beide Seiten, ob er nicht das bekannte Ufer entdeken könnte, und er war schon vorüber, und ruderte noch immer hinauf.

Immer finsterer wurde der Abend: Egbert gab die Hoffnung auf, den Landungsplaz zu finden. Er fuhr nahe ans Ufer, ergriff einen Baumstamm, schwang sich hinan, Fischreuser, die hier am Ufer hiengen, versicherten ihn, daß hier das Ufer wegsam sei. Hier ruhete er eine Stunde im Schuze des gebüschreichen Felsen, auf Moos und Blättern, erwartete ruhig den Tag, und träumte von Bertha. Mit dem ersten Lichtstrahl stieg er durch Schlüfte und Höhen die Felsen hinan. Er erkannte noch nicht die Gegend. Auf den Höhen gieng er hin und folgte ihrem Schlangengange. Endlich traf er einen Fußpfad; er folgte ihm durch Höhen und Gründe. Zulezt verlor sich der Pfad im Forste, und Egbert irrte aufs neue im Dikigt umher. Er drang unermüdet bis auf die Spize der Höhe, wo der Wald endigte. Vor sich sah er ein reizendes Thal; Er stieg hinab, und nun wandte er sich links und gieng den Bach hinauf, der durch die Mitte des Thals ihm entgegen floß; ein weiches

Gras bedekte den Boden; eine liebliche Kühle erfüllte das Thal; duftende Gesträuche beschatteten den Bach; hier stand eine Laube, dort eine, von Menschenhänden gebaut, an denen sich Weinlaub, Jesmin hinauf schlängelten, in Geißblatt verwebt, und von Rosen umspielt.

Langsam gieng Egbert an den lieblichen Gebüschen weg, hier stand er und brach eine Rose; dort ruhte er ein paar Minuten auf einer Grashöhe, und trank den Duft der Blüten. Seine Brust öffnete sich, sein Auge war heiter, er begleitete das Summen des Bachs mit seiner Stimme. Er bog mit dem Bach um die Ekke eines Gebüsches, und sah zehn Schritte von sich ein Mädchen auf einem Rasen sizen, und Blumen winden. Ein Lamm lag zu ihren Füßen. Blonde helle Loken umrollten des Mädchens Stirne, ein weißes Gewand schmiegte sich an den zarten Leib. Sie spielte mit den Blumen, mit dem Lamme, und sah Egbert nicht. Näher kam Egbert, und immer lieblicher wurde des Mädchens Schönheit; dunkelblaue, sanfte, schmachtende Augen stralten unter dem schönsten Bogen, eine sanfte blasse Röthe hieng leicht angehaucht auf der feinen Wange, die Lippen waren fein und roth, wie die erste Morgenröthe. Unschuld und Vergessenheit schwammen auf der ganzen Gestalt.

Auf einmal wandte das Mädchen die Augen auf Egbert, und ihre erste Bewegung war aufzuspringen. Sie raffte die Blumen zusammen, und Egbert stand schon vor ihr. Ihre Wangen umzogen sich mit einer

schönen Röthe, wie Egbert vor ihr stehen blieb, und sie fragte: sagt mir doch, Fräulein, wo ich bin? — Im Rosenthal antwortete das Mädchen, mit einer furchtsamen, aber reizenden Stimme. Worin Ihr die schönste Rose seid! sagte Egbert lächelnd. Sie schlug einen schnellen und halben Blik auf Egbert, und dann bedekte sie ihr Auge, stand auf, und alle Blumen entsanken ihrem Schoose. Egbert bükte sich, um ihr die Blumen aufzuheben, und das Mädchen zitterte, und stammelte etwas, das Egbert nicht verstand.

Und liegt hier in der Nähe keine Burg, die einen ermüdeten Wanderer gastfrei aufnimmt? Das Mädchen hob den Arm, und zeigte den Berg hinauf; Egbert folgte mit seinen Augen dem Finger, und sah hohe Mauren über den Bäumen hervorblizen. Die Sporkenburg! rief er erstaunt. Und Ihr seid Fräulein Agnes von Sporken? Agnes sagte leise, ja! und machte eine Bewegung nach der Burg zu, und ihr Auge bat Egbert, mit ihr zu gehen.

Und Ihr, Fräulein, geht so unbewahrt hier umher? wenn Euer ungerechter Oheim —

Agnes seufzete. Ach! sagte sie: ich bin so gern hier, hier unter meinen Blumen. Auch bin ich hier sicher; denn vorne nach dem Heerwege zu steht die Arzbacher Warte, und dorthin nach dem Bade ein Vorsprung.

Und wenn feindliche Knechte daher kämen, woher ich komme; dort, wahrscheinlich, den Weg über Eileborn; wie denn, Fräulein Agnes?

Mich schüzt der edle Egbert von Montabor! antwortete Agnes.

Und auf ihn verlaßt Ihr Euch so ganz?

Ganz! sie legte die Hand auf ihr Herz, und eine Thräne trat in ihr Auge. Wir beten für ihn, ich und meine Mutter, alle Morgen und alle Abende, und empfehlen ihn dem Schuz der gebenedeiten Jungfrau. Kennt Ihr ihn?

Ich kenne ihn: ich bin sein Waffenbruder!

Agnes stand still und betrachtete Egbert: sein Waffenbruder? Sie hieng lächelnd auf seinem Gesicht. Nicht wahr, Ritter? Egbert ist ein sehr edler Mann? nicht wahr? sein Auge ist blau? seht, so blau; so denk ich mirs immer. Sie hielt ihm ein Vergißmeinnicht hin. Nicht wahr? Ach ich kann mir ihn recht lebhaft vorstellen. Wenn ich Abends hier im Thale bin, so denk ich immer, er käme dort über die runden Hügel herab, und er sagte mir dann: Agnes, ich will dich schüzen. Thränen stiegen ihr bei diesen Worten in die Augen: sie fieng eine Thräne nach der andern mit dem Finger auf. Wenn ihn nur die gute, heilige Mutter Gottes schüzet! Ach lieber, lieber wollte ich die Burgen alle missen. Mein Oheim würde mir ja dies Thal lassen, und wenn auch nicht. Ich wollte lieber in einem Kloster leben und sterben, ehe Egbert verwundet sein sollte. Denkt Euch, Ritter, er kennt uns nicht, mich nicht, meine Mutter nicht, und sezt sein Leben an unsre Wohlfahrt. — Ich habe ihn wohl einmal gesehen, wie ich noch klein war, wie

das Lamm da; aber leider kann ich mich seiner doch nicht mehr erinnern, so viel Mühe ich mir auch gebe. Wie sieht er denn aus?

Egbert lächelte, und sagte: vielleicht seht Ihr ihn bald, Fräulein.

Ist das wahr? bald? bald?

Gewiß bald.

So sei Gott gelobt! bald soll ich ihn sehen! o wie glüklich werde ich dann sein!

So giengen sie den Weg nach der Burg hin, unter immerwährenden Gesprächen von Egbert. Unterweges zeigte Agnes ihm die jungen Stämme, in deren Rinde sie Egberts Namen gegraben hatte.

Und da ihr so besorgt um Egbert seid, Fräulein, sagte Egbert, bringt das nicht den Wunsch bei Euch hervor, ihn zu sehen? wie leicht seid Ihr in einen Mann verhüllt! Ihr fliegt zum Heere, seht ihn, und kehrt zurük! — Ich, ein Mädchen? Sie wurde blutroth. Ach! so gern ich ihn sehen möchte — nein, das geht nicht. Mein Zittern würde mich verrathen, mein Herzklopfen. Ihr sagt ja, ich würde ihn bald sehen. Ach, wenn er nur auch mit mir redete, und nicht allein mit meiner Mutter.

Warum sollte er nicht?

Ich fürchte es. Was kann ich ihm sagen? daß ich ihn liebe, daß ich für ihn bete? Ich glaube, ich würde es vor Schaamröthe nicht können, und von meinen Blumen, von meinem Lamme? Er würde über mich lachen. Was gehen dem Helden meine

Blumen an? Ich glaube, ich würde ihn betrachten und schweigen.

Das würde Egberten wehe thun! Wer kann Euch sehen, Fräulein, und Euch nicht gerne reden hören! Diese Eure Unschuld würde Egberten Thränen erpressen, wie mir jezt. Er drükte dem holden Mädchen die Hand. Sie lächelte, erröthete, und lokte ihr Lämmchen zu sich. So giengen sie bis an den Vorsprung. Das Fallgatter zog sich in die Höhe, und furchtsam, die Blike in die Höhe an die eisernen Spizen gerichtet, eilte Agnes durch, sah sich dann nach ihrem Begleiter um, ob er auch glüklich durchkäme. Ihr seid furchtsam, Fräulein, lächelte Egbert. Ach warum muß man auch jede Burg so fest verwahren? mich schauert immer, wenn ich unter den eisernen Keulen durch muß, oder über eine Zugbrüke. Das rasselt, und so oft ichs höre, fürchte ich mich. Ich bin am liebsten unten in dem offenen Thale; da ist man mehr auf der Erde, und wenn ich unten wohnte, ich meine, ich würde noch einmal so fröhlich sein, als hier oben, wo der Wanderer eher ermüdet, ehe er unsre Burg erreicht. Ich weiß nicht, wenn ich meinen Oheim sähe, ich würde ihm sagen, laß mir die einzige Burg nur; nach meinem Tode sollst du alles haben, und dann ließ ich das Fallgatter wegreißen, und wohnte unten in meinem Laubehause. Mir würde viel wöhler dabei sein, als zwischen den kalten Mauren.

Jezt waren sie an der Burg, und sie giengen den engen Pfad am Abhange des Berges halb um die

Burg in den Eingang. Agnes öffnete die Thüre des Gemachs, und Egbert trat hinein, und fand die Frau von Sporken bei der Spindel. Die Matrone stand auf und kam Egberten entgegen. Sie betrachtete ihn einen Augenblik, dann warf sie sich ihm zu Füßen: edler, edler Ritter von Montabor, Gott hat mein Gebet erhöret, und bringt Euch zu mir. O nehmt den Dank von den Lippen einer hülflosen Wittwe, und einer noch hülfloseren Waise an!

Egbert hob sie auf. Ihr kennt mich, edle Frau? — An Eurem Schildzeichen erkannte ich, daß Ihr Egbert von Montabor waret.

Egbert? rief Agnes erröthend: Egbert? O Egbert! Sie eilte auf ihn zu, und ehe er es hindern konnte, drükte sie seine Hand an ihre Lippen. Fräulein! rief Egbert bestürzt: und schloß das danktrunkene Mädchen an seine Brust. Sie lag an seinem Busen, und eine Thräne nach der andern rollte auf seinen Harnisch. Welch eine liebenswürdige Tochter habt Ihr, edle Frau! sagte Egbert zu Agnes Mutter, die da stand und sich an dem Anblike ihrer Tochter in den Armen ihres Beschüzers weidete. Ein Mädchen, antwortete die Mutter, und legte ihre Hand auf Agnes Stirn; werth ihres edlen Beschüzers! — so unschuldig, wie Ihr edel; so sanft, wie Ihr groß; so demüthig, wie Ihr stolz. Agnes lächelte ihm zu. Und er ist so gut, Mutter! rief Agnes. Ihr wißt, wie ich gewünscht und gezittert habe, den großen Egbert zu sehen; wie ich Euch voll Freude erzählte: heute habe

ich Egbert von Montabor im Traume gesehen, und er war freundlich mit Agnes.

Aber wer könnte unfreundlich mit Euch sein? holdes Mädchen?

Ihr wohl nicht, Egbert; denn ihr wißt nun, wie sehr wir Euch lieben.

Und habt Ihr Hoffnung, großmüthiger Mann, meiner Agnes Besizungen wieder zu erhalten?

Wohl hab ich, und jezt mehr als je! Gott kann die fromme Unschuld nicht verlassen. Er erzählte der Matrone den gestrigen Sieg. Noch zwei solcher Siege, sagte Egbert: und Sporken muß wollen.

Agnes schauerte bei der Erzählung. Ach, Mutter, ich wollte, ich wäre — ich wäre — ja, lieber todt, als daß ich Schuld sein muß an Blut und Krieg. Mir ist noch nie so bange gewesen. O, Ritter, ich bitte Euch, schont Euer Leben; eilt nicht so vor, wie ihr zu thun pflegt. Ich würde sehr, sehr unglüklich werden, wenn Ihr bliebt.

Die Mutter lächelte: Du würdest tapfere Ritter ziehen, Agnes.

Aber warum muß er denn tapfer sein? warum denn sein Leben wagen?

Seine Ritterehre — Du bist ein Kind, Agnes. Meinst du, ein Mann könnte das Gespött der andern Männer ertragen?

Er könnte hier bleiben, bei mir; ich wollte seiner nicht spotten; tausendmal lieber wollt ich ihn darum haben. O, wagt Euch nicht so sehr, Egbert!

Ich wage mich ja für Euch, Agnes.

Eben darum: und wenn die Besizungen des ganzen Gaus mein würden, was könnte mir es helfen? Könnt ich Euch damit erweken? Ach, wenn der Oheim uns diese Burg und das Thal läßt, so gebt ihm das übrige. Das sagte sie mit einer Wehmuth in Stimme, Blik und Stellung, daß Egbert mit dem allerfreundlichsten Blike auf sie eintrat, ihr die Hand reichte und sagte: und wenn mein Leben für mich noch keinen Werth hätte: Eure Theilnahme an mir, Agnes, würde mich es schäzen lehren. Ich verspreche Euch, ich will mich schonen.

Das thut, das thut, lieber Ritter, und achtet nicht auf eitle Ehre, und kommt hieher, Liebe und Demuth sollen Euch allemal empfangen.

Egbert war gerührt von dieser himmlischen, weichen Unschuld des Mädchens. Die Mutter verließ das Gemach, um das Mittagsessen zu bereiten, und Egbert saß neben Agnes und ließ sich erzählen von ihren Spielen, von ihrem Lamme, von ihren Blumen, von ihren Tauben, und er sah starr und aufmerksam auf die schönen Lippen des Mädchens, und verschlang die Worte, wie Worte des Heils.

Oben bin ich am liebsten, fuhr sie fort: ach das muß ich Euch zeigen. Sie führte den Ritter eine Wendeltreppe in dem Thurm hinauf, und in ihr kleines Kloset. Vor dem Fenster umher schlangen sich Immergrün, durch Weinranken, deren Wurzeln vor den Fenstern in großen Gefäßen voll Erde hafteten.

Ein paar Tauben flatterten Agnes entgegen, und bewillkommten sie mit Flügelschlägen und Küssen. Nur einzelne Sonnenstralen stahlen sich durch die Weinranken in das Kloset, Blumen standen auf allen Tischen, und in dem Winkel des Zimmers eine Harfe.

Seht, sagte sie, und sah ihn freundlich an: hier bin ich am liebsten, und sie streichelte die Taube auf ihrer Hand, und drükte sie kosend an ihren Busen. Da hab ich doch alles grün, und die Aussicht in mein liebes Thal. Sie öffnete das Fenster, und sah hinaus. Da siz ich nun, wenn ich nicht hinaus kann, und arbeite. Möchtet Ihr nicht hier wohnen Ritter Egbert? — ich meine, sagte sie erröthend: wenn Ihr Herr der Burg wäret.

O gewiß! wer möchte nicht bei Agnes wohnen? Agnes wurde blutroth, und spielte, noch immer mehr erröthend, mit der Taube.

Und hier lebt Ihr, Fräulein, und arbeitet, wie ich an der Spindel sehe, und spielt und singt? nicht wahr? Nun nehmt die Harfe, und singt mir Eure Lieblingsweise. Sie nahm die Harfe, spielte, sang und sah vor sich auf den Boden.

Stille Thränen liebt mein Herz,
Blasse, naßgeweinte Wangen;
Sehnungsblike, die voll Schmerz,
Gern am Abendhimmel hangen;
Philomelens Trauerschlag
Seufzet meine Seele nach.

Nur ein Schattenvolles Thal,
Liebt mein Herz, und Felsengänge,
Nur des Mondes leichten Strahl,
Und des Baches Nachtgesänge;
Sagt mir, sagt mir, wenn ihrs wißt,
Sagt mir doch, warum das ist?

Warum sind die Einsamkeit,
Und des Mondes Schrekgebilde,
Und des Waldes Dunkelheit,
Und verborgne Thalgefilde,
Lieber mir, als Sang und Tanz,
Als des Prunksaals Kerzenglanz?

Sagt, mir ist doch nichts geraubt?
Warum fließt denn meine Thräne?
Warum stüze ich mein Haupt?
Sagt, wonach ich mich doch sehne?
Warum schlägt so hoch mein Herz?
Wie heißt dieser süße Schmerz?

Und das ist Euer Lieblingsgesang, Fräulein?

Mein Lieblingsgesang. Ein Harfner hat ihn mich gelehrt: ich singe und spiele ihn gerne, weil mirs so geht, wie das Lied sagt. Das stille Thal, der Bach, das Gebüsch, die heimlichen Lauben; ach, ich darf nur nicht oft am Abend gehen. Immer müssen mich Reisige begleiten, und — dann ists gleich aus mit meiner Freude, wenn ich immer hinter mir jemand habe. Allein, ganz allein möcht ich sein.

Und wißt Ihr, Agnes, wie dieser süße Schmerz heißt? Wißt Ihr die Antwort auf das Lied?

Hat das Lied eine Antwort?

Hat der Harfner sie Euch nicht gelehrt?

Nein! O lehrt Ihr sie mich, lieber Ritter; ich möchte gerne etwas von Euch lernen! sagte Agnes und sah ihn mit ihren großen dunkelblauen Augen unschuldig und freundlich an.

Gebe Gott, daß ein edler Mann dich einmal die Antwort auf dieses Lied lehrt. Du bist es werth, holdes Mädchen.

Lehrt Ihr sie mich, Ritter: Ihr seid ein edler Mann. Egbert lächelte und drükte ihr die Hand, die sie ihm entgegen strekte.

Jezt rief die Mutter, und Egbert gieng mit Agnes hinab in das Eßzimmer, und Egbert gestand der Mutter beim Abschiede mit Entzüken: eine solche reine Engelunschuld habe ich noch nie gesehen! Agnes ließ sich nicht abhalten, Egberten, wie er gieng, zu begleiten. Sie stieg mit ihm den Burgberg hinab, nun führte sie ihn am Gehölze und am Bache weg, der mitten durch das Thal rieselt, bis an die Mühle. Sie hielt sich fest an Egberts Arm, wie sie über den Steig des Bachs gieng. Ueber die Wiese hüpfte sie mit ihm bis an die Arzbacher Warte. Weiter darf ich Euch nicht begleiten! sagte sie betrübt. So weit geht meiner Mutter Bann, wie sie es nennt. Unser Burgbann geht bis an den Heerweg.

Leb wohl, holdes Mädchen! sagte Egbert mit Innigkeit, und drükte ihr die Hand. Mit dem Händedruke stürzten Agnes Thränen. Lebt wohl, lieber Ritter! schluchzte sie, hielt seine Hand in ihren bei-

den Händen, und sah ihn bestürzt an. Nicht wahr, Ritter, Ihr fechtet für mich? — Ja, holde Agnes! — Und dann trägt der Ritter ein Feldzeichen von dem, für den er ficht? Lieber Ritter, ich wollte Euch meine Schärpe geben. Meine Mutter lachte, wie ich es ihr sagte, und sprach, du bist ein Kind, Agnes! Es gieng mir nahe. Nehmt diese Rose, Egbert, und wenn Ihr sie anseht, so denkt an Agnes, und schont Euch. Wollt Ihr sie nehmen? Egbert nahm die Rose und befestigte sie auf seinem Helm. Diese Rose sei mein Feldzeichen und das Zeichen meines Sieges für dich! Nun leb wohl!

Ich habe nie Umgang gehabt mit Rittern, lieber Egbert. Ihr spottet doch meiner nicht? — Holde, theure Agnes! deiner spotten? Deine Unschuld, liebes Fräulein, hat mich auf ewig dir erworben. Leb wohl, Agnes. Er drükte seine Lippen auf ihren Mund. Agnes erröthete, sie wand sich sanft aus seinen Armen. Lebt wohl, Ritter! Gott und die hochheilige Jungfrau sei mit Euch.

Sie gieng zurük, und mit dem fünften Schritte sah sie zurük, lächelte, blieb stehen, sah ihm nach, bis er aus ihren Augen hinter Gebüschen verschwand. Welch ein Herz! welch eine Unschuld! rief Egbert, und lächelte zufrieden über sein Irregehen. Nach ein paar Stunden kam er bei den Zelten zur großen Freude seiner Gefährten an. Er schlich in sein Zelt, und immer stand die unschuldige Agnes mit einer Taube an ihrer Brust vor ihm. Was würde Bertha zu die-

ser reinen unschuldigen Seele sagen, wenn ich sie dahin führte?

Neues Leben war jezt in Egberts Unternehmung gekommen, er kannte das Mädchen, für dessen Wohlfahrt er kämpfte. Jedesmal, wenn er den Helm aufsezte, betrachtete er die Rose, und gelobte, unermüdet zu sein im Kampfe für die Unschuld. Die Burg wurde erobert, und Egbert zog nun den Rhein hinab, den stolzen Sporken durch neue Siege zu zwingen, gerecht zu sein. Sporkens Schaaren wurden zerstreut, die Burgen, die Agnes gehörten, erobert, und näher rükte nun Egberts Heer der festesten Burg Sporkens.

Sporken fühlte seinen Raub dahin sinken, vor der Gewalt eines Einzigen. Er fühlte, Egbert würde ihn verfolgen ohne Rast, bis er ganz im Staube sei. Er hörte durch seine Kundschafter, daß Egbert morgen seines Bruders Wittwe und Agnes holen wolle, um auf den eroberten Burgen gehuldigt zu werden. Jezt galts. In den Hohlweg nach Arzbach sandte Sporken Knechte, Egberten zu überfallen, und Mutter und Tochter zu rauben, oder doch nur Egbert zu fällen.

Egbert flog den andern Morgen in der Frühe nach der Sporkenburg. Wie er im Thale daher flog, unter der Burg weg, so hörte er Agnes Stimme vom Thurme seinen Namen rufen. Am Vorsprung stieg er ab, gab den Knechten seinen Hengst, und schnell eilte er den Fußpfad den Felsen hinan. Auf der Hälfte schon stürzte ihm Agnes entgegen, und mit dem fröhlichen Geschrei des Entzükens in seine Arm. So seid

Ihr wieder hier? so habt Ihr Eure arme Agnes nicht vergessen? Ach, lieber, lieber Ritter, ich habe jede Stunde an Euch gedacht: jede Nacht von Euch geträumt! O willkommen hier! lieber Montabor! So schwazte Agnes in Egberts Armen, Thränen stürzten aus den fröhlichen Augen, ihre Hände zitterten um seinen Schultern. Halb waren die blonden Loken erst geringelt, die andere Hälfte flatterte noch in geknüpften Zöpfen auf der nakten Schulter, die noch nicht der jungfräuliche Schleier bedekte. Sie stand eben, wie Egbert vorüber ritt, am Spiegel, und dachte an Egbert: sie hörte den Tritt des Rosses, flog ans Fenster; ihre Ahnung war erfüllt: Egbert! rief sie: und ohne zu wissen, was sie that, flog sie die Treppe hinab und dem Ritter entgegen.

So unter Liebkosungen, unter Jauchzen, unter Freude und Lachen, ihn nahe betrachtend, führte sie ihn in die Burg, und in das Gemach ihrer Mutter. Die Matrone erröthete, wie sie Agnes erblikte. Sie winkte dem Freudetrunkenen Mädchen mit den Augen; vergebens. Endlich führte sie das Mädchen vor den Spiegel; Agnes warf einen Blik auf ihr Bild. Sie erschrak, sie erröthete, sie flog mit einem lauten Geschrei zum Gemach hinaus und auf ihr Kloset. Sie kleidete sich jezt fertig an, und bedekte jezt siebenfach Busen und Schultern, und erröthete dennoch und zitterte, wie sie wieder zu Egbert in ihrer Mutter Gemach trat. Sie blieb wie eine Verbrecherin weit von Egbert an der Thüre stehen,

antwortete mit niedergeschlagenen Augen und erröthete aufs neue, wenn Egbert einen Blik auf sie warf.

Egbert erzählte nun auch Agnes, daß sie mit ihm und ihrer Mutter reisen müsse, und Agnes schlug fröhlich in die Hände, daß sie mit Egberten sollte. Gleich nach Tisch giengen sie den Berg hinab, Mutter und Tochter stiegen in eine Sänfte, Egbert schwang sich auf, und Reisige folgten der Sänfte. Egbert ritt neben der Sänfte her, und bei jedem Saze, den sein Hengst machte, rief Agnes voll Schreken zur Sänfte hinaus.

Jezt waren sie über der Arzbacher Warte hinaus, und der Weg krümmte sich an den Bergen in die Höhe in die Höhlung hinein. Egbert sprengte voraus, und langsamer folgte die Sänfte, und dicht hinter ihr die Reisigen. Aus einem Seitenwege, der sich gleich hinter Hügeln wegkrümmte, stürzte auf einmal eine Schaar Bewapneter hervor, und stiessen das vordere Pferd an der Sänfte nieder. Die Sänfte wurde aufgerissen, Agnes und die Mutter heraus gehoben; ein lautes Geschrei traf Egberts Ohr. Er sprengte zurük. Die umgeschlagene Sänfte hinderte ihn zu Pferde vorzukommen. Er sprang vom Pferde, und drängte in den Seitenweg vor. Ein Räuber stürzte von seinem ersten Hiebe; er war eben beschäftigt, die Mutter auf sein Pferd zu ziehen. Ein zweiter Hieb befreite Agnes, der man schon ein Tuch um den Mund gewunden hatte. Die Räuber wichen zurük, und Egbert drängte ihnen nach.

Bei der Sänfte weg drängten sich auch nun die Reisigen in den Seitenweg, Egberten zu Hülfe. Agnes rief unaufhörlich: helft ihm! rettet Egberten! Schon wichen die Räuber. Jezt aber traf ein Bolzen Egberts linke Schulter. Er merkte es kaum. Seine Hiebe verdoppelten sich; die Räuber flohen, und er kehrte nun zu den Weibern zurük.

Der Sieg ist unser! sprach er, und schlug das Visier auf, und Agnes lag ihrer Mutter bleich, und beinahe leblos im Arme. Da sie Egberts Stimme hörte, kehrte die Rosenfarbe auf ihre Wange zurük. Gott sei gelobt! er lebt! schrie sie ungestüm. Er lebt! er lebt! Beschäftigt waren die Reisigen, um das verwundete Pferd aus der Sänfte wegzuschaffen, und ein neues einzuspannen. Agnes rief noch immer: Gott sei gelobt! er lebt! und betrachtete heftig zitternd Egberten. Egbert trieb die Reisigen. Auf einmal schrie Agnes: Gott im Himmel! er blutet! Egbert wollte lächeln, wurde bleich, immer bleicher. Agnes rief mit wildem schreklichem Blik: er stirbt! und sank sinnlos, eben wie sie die Arme ausstrekte, um ihn aufzufangen, an ihm hin. Egbert hielt sich an einem Reisigen; die Armschienen wurden ihm abgenommen, und Ströme von Blut quollen aus der Schulter hervor.

Der Mutter Geschrei, Agnes Ohnmacht, Egberts Wunde; alles lief durch einander. Ein Knecht verband Egberts Wunde. Man legte ihn in die Sänf-

te, neben ihm lag Agnes, die Mutter saß gegen über, bald rieb sie Agnes die kalte Stirn, bald hielt sie Egberten. Sie kamen zurük zur Burg. Agnes erhielt die Besinnung wieder, da man sie aus der Sänfte heben wollte; sie schlug das Auge auf Egbert, der ohne Farbe noch da lag; sie hob die Hand, als ob sie ihm helfen wollte, und sank aufs neue zurük. Ein Reisiger trug sie hinauf den Weg nach der Burg; Egberten legten sie auf eine Bahre, und so wurde er hinauf getragen. Der Hausmönch verband ihn, die Farbe kehrte wieder, und mit ihr das Leben und ruhiger Muth. Nicht so bei Agnes. Sie kam zu sich, sie sah leise umher. Wo bin ich? fragte sie die Zofe. Wo ist Egbert?

Ruhig, Fräulein! Ihr bedürft der Ruhe mehr als Egbert! Lebt er noch? fragte sie ungestümer. Er lebt! war die Antwort. Agnes sah der Zofe kopfschüttelnd ins Gesicht: Mädchen, sprich! er ist todt? ihr Blik wurde tödtlich kalt, wie sie das fragte. — Sehr blaß war er, wie sie ihn brachten; aber leben kann er noch. Er liegt im Pilgergemach. Agnes schlug die Hände zusammen, und warf einen Blik gen Himmel. Auf einmal war sie vom Lager, zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter. Sie flog in Egberts Zimmer, und Egbert lächelte ihr munter von seinem Lager entgegen.

Agnes sah ihn an, stand mitten im Zimmer still, faltete die Hände, sank nieder auf die Knie und rief: liebe Mutter Gottes, erhalte ihn beim Le-

ben! ich will um nichts wieder bitten, so lange ich bin! Jezt stürzten Mutter und Zofe ins Zimmer. Agnes, rief die Mutter: Kind, welche Angst machst du mir! — Welche Angst? er lebt ja! er ist ja nicht mehr so blaß! — Allein du? du Agnes! sieh, so leicht gekleidet, baarfuß; es kann dein Tod sein!

Jezt sah Egbert erst, wie Agnes gekleidet war. Agnes hörte kaum: sie sah bloß nach Egbert hin, sie hatte nur Augen für ihn, nur Bewegung für ihn, und ihre Mutter konnte sie nur durch das Versprechen zum Weggehen bewegen, durch das Versprechen, sie sollte Egberts Krankenwärterin werden.

Sie ließ sich wegführen, und Egbert hörte mit einer innern Bewegung der Freude, daß Agnes seine Krankenwärterin werden sollte. Und es dauerte auch nicht Minuten, so war Agnes wieder an seinem Lager. Die Mutter verbot ihr mit Egbert zu reden. Er muß Ruhe haben! Agnes sezte sich zu seinen Füßen auf einen Stuhl. Ihr freundlicher, wehmüthiger, erquikender, redender Blik, hieng immerwährend auf seinem Gesicht. Sie redete nicht; sie sah ihn nur an, und Egbert konnte es nicht unterlassen, diesem seelenvollen Blike zu antworten: Mir ist wohl, Agnes! Ihr Gesicht wurde wie verklärt, wie er das flüsterte, und Thränen flammten aus ihren Augen über die Wangen herab. Sie machte keine Bewegung sie abzutroknen. Es war, als ob sie nicht merkte, daß sie weinte, oder als ob die kleinste Bewegung seine Ru-

he stören würde. Die kleinste schmerzliche Miene, die Egberten entfuhr, machte Agnes bleich wie die Wand, doch lächelte sie, als ob sie ihm Muth geben wollte; dies Lächeln aber rang sich gewaltsam mitten aus dem Schmerze hervor, das auf ihrem Gesichte lag. Gieng die Thüre auf, so gebot eine finstere Miene und eine aufgehobene Hand Stille. Sobald der Mönch zum Verbinden kam, so wurde ihr Angesicht bleich, sie zitterte, und athmete kaum.

Egbert lächelte mitten unter dem Schmerze des Verbandes, und sagte dann gewöhnlich ein paar Worte zu Agnes, welche sie trösten sollten. Aber wer spricht die Freude aus, da nach ein Paar Tagen der Mönch Egberten und Agnes die Erlaubniß gab zum Reden, die Agnes entzükte. Ein unaufhörliches Fragen, wie ist Euch, Egbert? wo schmerzt es Euch? wollt Ihr etwas? das leichteste Augendrehen entgieng dem sorgsamen Mädchen nicht. Was wollt Ihr haben, Ritter? Nach und nach besänftigte sich die Unruhe ihres Busens; sie spielte ihm vor, sie sang ihm ihre schönsten Lieder; dann erzählte Egbert wieder bald Geschichten von ungetreuen Rittern, von unglüklichen Liebenden, und Agnes saß und horchte, die Hände auf ihrem Schooß gefalten, mit hochrothen Wangen, mit nassen Augen, auf die Erzählung, und ein tiefer Seufzer klagte das Unglük der Liebenden: bald erzählte er ihr schauerliche Geistergeschichten, und Agnes rükte ihm näher, legte ihre zitternde Hand auf seine, als ob sie durch seine Berührung in

seinem Schuze wäre. Dann erzählte ihm Agnes wieder von ihren Spielen, von ihrer Kindheit, von ihrem seligen Vater, von dem Grabe ihres Bruders, von ihren jezigen Träumen, die nichts als Egberts Bild ihr vorgaukelten, und schloß allemal mit dem Gedanken, bald so, bald anders gewandt, daß sie noch nie so glüklich gewesen sei als jezt.

So wurden die Tage am Krankenlager hingebracht. Egberts Liebe gegen Agnes nahm mit jeder Stunde zu. Es war eine holde, liebe, verdachtlose, unschuldige Neigung; die Neigung, die ruhige Liebe des Bruders oder des Vaters. Kein Verdacht befiel des Ritters Herz. Ruhig hielt er Agnes weiße, weiche Hand zwischen seinen Händen; wenn er ihr erzählte, drükte er sie an seine Brust, spielte mit den kleinen Fingern, oder seine hervorgestrekte Hand ruhete in Agnes Schooß, und bei jedem Oh und Ach legte Agnes Hand sich zärtlich darauf. Jeden Morgen brachte ihm Agnes Blumen, die sie selbst gepflükt, ein Frühstük, das ihm ihre Hände bereitet hatten; jeden Trunk Wasser holte sie ihm selbst. Ich glaube, es schmekt Euch besser, flüsterte Agnes, wenn ich es Euch geschöpft habe? Egbert lächelte, und es schmekte ihm in der That besser, als das Wasser, das ihm die Zofe brachte. Agnes Taube hüpfte auf seinem Bette, und der große Egbert fand Freude und Genuß in dem Spiele.

Wie er zum erstenmale sein Lager verließ, so war der Tag ein Freudenfest für Agnes; das Burg-

Gesinde tanzte, und Agnes hatte ihr Kloset erleuchtet; denn Agnes Kloset war der erste Ort, den er besuchte. Wie er zum erstenmal um die Burg hingieng, so empfiengen ihn von den Zinnen aller Mauren und Thůrme Trompeten und Zymbeln, und fůr alles hatte er Agnes zu danken. Endlich gieng er auch wieder mit Agnes ins Thal. Agnes hůpfte um ihn her, wie ihr Lamm um sie. Sie sang, sie lachte, hier brach sie eine Blume, die sie ihm gab; dort hatte sie eine weiche Rasenstelle fůr ihn mit Mooß bedekt, wo er ruhen sollte; hier traf er ein Geflecht von Zweigen mit Blumen durchflochten; denn hier sollte er geschůzt vor den Stralen der Sonne sizen, und alles hatten Agnes, Agnes Hånde, Agnes liebendes Herz gethan.

Welch ein Herz! rief Egbert tausendmal: welch ein Herz! Und nun diese Herzensinnigkeit, mit der sie an ihm hieng, jedem seiner Schritte folgte, den Weg, den seine Blike nahmen, flog, und dann zurůk kam, und fragte, was wollt Ihr, Egbert? diese stille, heimliche Sorgfalt, dieses Erlauren seiner kleinsten Wůnsche; ach! und wenn sie dieselben nicht erfůllen konnte, diese ångstliche Betrůbniß, diese sůße sorgenlose Vergessenheit ihrer selbst: da stand sie am Fenster, wenn Egbert mit ihrer Mutter redete, still wie eine Bildsåule, und betrachtete ihn, erst mit großen stillen Bliken, und fiel nun von der Seite ein kleiner schneller Blik Egberts auf sie; so empfieng die Bildsåule Leben, Blike der Freude drangen aus ihren

Augen, der dankbaren Innigkeit, der Liebe; ihre Figur beugte sich vorwärts, die Spizen der Finger hoben sich und deuteten wenigstens an, wie gerne sie die Arme heben wollte, um bei dem nächsten Blik zu ihm zu fliegen. Am Tisch saß sie nur für ihn da, wandte er seine Augen irgend wohin, so legte sie den Bissen auf den Teller zurük, ihr Fuß war schon bereit, den Stuhl zurük zu schieben, um dahin zu fliegen, wohin er blikte.

In diesen Tagen erhielt Egbert einen Brief, den Bertha ihm hatte schreiben lassen. Er glühete im ganzen Gesicht, wie er Bertha las. Du bist verwundet, schrieb ihm Bertha: in der Vertheidigung der Unschuld. Meine Seele war bei dir! kein ängstliches Gefühl in meiner Brust! Mein triumphirender Blik würde deine fliehende Seele zurük gerufen haben, wenn ich bei dir gewesen wäre. Keine Thräne vermochte mein Auge bei der Nachricht von deiner Verwundung; mein Herz schlug stolz; denn Egbert wurde bei einer edlen That verwundet. Egbert, wie stolz wird Bertha auf diese Narbe sein! Sie ist dein schönster Schmuk! Laß die Sonne dich bräunen, laß die Arbeit den Jugendreiz von deinem Angesicht nehmen! Nur nehme mir niemand das Zeichen deines Edelmuths, diese Narbe!

Egbert sah aus diesem Briefe, daß Bertha noch in Trier bleiben würde. Sie ermahnte ihn, die Fehde mit Sporken fortzusezen, und dann nach Trier zu ihr zu kommen. Er überlas den Brief langsam

mehrere male. Zum erstenmale fand er etwas kaltes in diesem Briefe. Zwar konnte er sich nicht enthalten mit Innigkeit zu sagen: wie groß ist Bertha! wie viel größer und stolzer als Agnes! Aber leise stahl sich der Gedanke hinter diesem drein: wie innig, wie hingebend ist Agnes Herz und Liebe. Er fieng an beide zu vergleichen. Bertha stieg bei jeder Vergleichung groß und stolz empor, sie hob sich wie eine Göttin vor seinen Bliken in die Höhe, er sah voll Ehrfurcht ihrem Wolkenfluge nach: Agnes hingegen — er dachte sie immer sizend, zu ihren Füßen ihr Lamm; allein wenn Bertha in der Ferne glänzte, so saß die traute Agnes noch vor seinen Bliken da, lächelte ihm zu. Ihr Bild blieb ihm nahe. Der Blik des Erstaunens flog Bertha nach, und der heitere Blik der Liebe heftete sich auf Agnes. Er verglich die Empfindungen seines Herzens, die er in dem Umgange mit beiden Mädchen gefühlt hatte. In Bertha's Armen verschloß sich sein Herz, und öffnete sich gewaltsam; sein Geist mußte um den Genuß, der Liebe ringen; jede Empfindung, die in seinem Herzen aufwallte, mußte er erst vor den Richterstuhl seines Verstandes führen, damit dieser erst entschied, ob sie Bertha's werth war, ehe er sie laut werden ließ; mitten in ihrer Umarmung hatte er sich selbst im Auge, nichts zu sagen, nichts zu thun, was Bertha mißfallen könnte; jede kleine Tändelei der Liebe, jedes kindische süße Spiel verbannte Bertha's ernster Blik. — Wie ganz anders war es mit Agnes! Sein Herz

war immer offen; er genoß mit jedem Augenblik, ohne es selbst zu wissen; jede Empfindung seines Herzens fand in Agnes Herzen ihre Schwester; er vergaß sich an Agnes Seite ganz; was er that, was er sagte, Agnes Lächeln belohnte ihn dafür. Bertha war vertrauter mit ihm wie Agnes: aber wie werth war ihm das Erröthen, das Niederschlagen der schönen blauen Augen der verwirrten Agnes, wenn sie glaubte, zu viel gesagt zu haben! wie theuer war ihm das Geständniß, das ihrem Herzen die Vergessenheit der Liebe, und seine Liebkosung entriß. Bertha liebte seine Größe; Agnes liebte ihn. Bertha liebte den edlen Ritter; Agnes den Mann Egbert. Man kann leicht denken, daß Egbert diese Vergleichungen nicht auf einmal anstellte. Nach und nach, so wie Agnes Gelegenheit dazu gab; fielen sie seinem Herzen auf, ohne gerade zu hellen Gedanken zu werden. Er vermied sogar geflissentlich, diese Gedanken zu erhellen, er erschrak, wenn er sich von einem solchen Gedanken überrascht fühlte. Sein Gewissen schlug ihm jeden Abend, wenn er von einem Spaziergange mit Agnes zurük gekommen, nun allein war, und an Bertha dachte. Kälter und zurükhaltender war er den andern Morgen gegen Agnes, und betrachtete sie mit ängstlichen Bliken, und sein Frost, seine Aengstlichkeit zerschmolz dann wieder unter dem Hauch von Agnes warmer Liebe. So hatte sein Körper unter Agnes Pflege die Gesundheit wieder erhalten, allein

der Frieden seiner Seele war zerstört, oder er ließ ihn bei Agnes.

So saß er eines Tages allein, und überlegte, welchen Tag er Agnes verlassen wollte, um zum Heere zu stoßen, das noch immer unthätig vor Sporkens festester Burg lag. Er stüzte den Kopf auf, die Thüre flog auf, und Ludwig von Mannsfeld trat an Agnes Hand ins Zimmer. Egbert erröthete, wie er Ludwigen erkannte. Ludwig brachte ihm Grüße von Bertha, und die Röthe Egberts wurde noch brennender. Ludwig redete mit Egbert über den Heereszug gegen Sporken, und Egbert sagte Ludwigen, daß er morgen wieder zu dem Heere stoßen wollte. Ludwig sah mit einer geheimen Freude die brennenden Blike, welche Agnes auf Egbert warf; er belauerte die verstohlenen Blike, mit welchen Egbert diese Blike beantwortete. Er nahm der Gelegenheit wahr, mit Agnes allein zu sein, und es kostete dem feinen Grafen keine große Mühe, das unbewährte liebevolle Herz der unschuldigen Agnes in ihren Worten zu sehen. Ihr steter Gedanke war Egbert, und Egbert war auch ihr drittes Wort. Ludwig wollte Gewißheit haben, und er ließ ein Wort gegen Agnes von Bertha, Egberts Geliebte, fallen. Er hatte das arme Mädchen im Auge. Egberts Geliebte? fragte Agnes, und ein langer, langer, tiefer Seufzer arbeitete aus ihrer Seele sich empor. Ein leichtes Zuken zeigte sich in ihren Händen, eine hohe Röthe malte sich auf ihren Wangen, und verschwand wieder in

eine schnelle Blässe. Sie warf einen Blik auf den Grafen, als ob sie die Bestätigung dieser Nachricht in seinem Auge lesen wollte, und Ludwig sezte kalt hinzu: man sagt so: obs nun wahr ist? fast sollte ich zweifeln! Agnes stand auf und lächelte ihm dankbar und fröhlich zu. Nein! sagte sie: er hätte es mir gesagt, wenn es wäre: o gewiß! hätte er mirs gesagt! Ludwig hatte jezt genug. Die Freude leuchtete aus seinem Auge. Am andern Morgen wollte Egbert mit Ludwig abreisen. Egbert suchte Gelegenheit, einen Augenblik mit Agnes allein zu sein; der Graf hinderte es unbemerkt, und mit allem Anschein von Unbefangenheit. Agnes saß da, wie das Bild des Jammers, Thränen floßen aus ihren verweinten Augen; die Spuren der durchwachten und durchweinten Nacht hiengen noch arbeitend auf ihrem Gesichte; Ludwig stand vor der Mutter und redete kalt und gleichgültig, und von der Seite her lauerte sein Blik auf Egbert. Egbert nahm der Gelegenheit wahr: er stand auf, trat vor Agnes, ergriff ihre Hand, und durch die Thränen des Mädchens drang ein freundlicher Blik hervor auf Egbert, den Egbert mit einem stummen, leidenden Lächeln und einem Händedruke beantwortete. So blikt die Liebe! dachte Ludwig, und er gab jezt den Liebenden selbst noch einen ungesuchten Anlaß, allein zu sein.

Beider Herzen brachen in diesem bittersüßen Augenblike: Agnes lag an Egberts Busen, und Egberts Lippe troknete Agnes Thränen von ihren Wan-

gen, und mit ihnen die volle Ueberzeugung, daß er Agnes liebe. Die Thüre öffnete sich mit einem Geräusch: Egbert ließ Agnes fahren; Ludwig trat herein. Ein Blik auf Egbert; die glühenden Lippen, die dunkeln Thränenschwangern Augen des Ritters, Agnes Stellung, als ob sie noch ihre Arme um ihn geschlungen hätte! Ludwig war seines Sieges gewiß. Die Pferde sind unten! sagte er ruhig, ohne des Ritters Verwirrung, ohne Agnes Thränen zu bemerken.

Sie giengen. Agnes Schluchzen tönte noch hinter ihnen her, und Ludwig sagte nichts. Er saß mit Egbert zu Pferde und sprach kalt von Bertha, von dem Feldzuge. Egbert war schwermüthig, dann freundlich, weil Ludwig nichts gemerkt hatte, und um Mittag aus waren sie wieder im Kreise der Waffen. Den tapfern Egbert empfieng ein lautes Freudengeschrei.

Ludwig blieb einige Tage beim Heere der Verbündeten, dann kehrte er nach Trier zurük. Er gieng zu Bertha. — Ihr wieder hier, Graf Ludwig? fragte Bertha: und was macht mein Egbert?

Fräulein, antwortete Ludwig: man kann mit Euch reden, wie mit einem Manne, Egbert —

Todt! rief Bertha und erblaßte.

Nein, Fräulein, er ist nicht todt. Hört mich! — Er —

Oder gefangen? besiegt? —

Nichts von diesem allen, Bertha: Egbert liebt Agnes von Sporken.

Bertha lächelte. Ihr irrt, Graf! Ihr irrt Euch!

Es sei! ich irre, Fräulein, so sage ich Euch, und das sage ich Euch gewiß, Agnes liebt Egberten. Ludwig sezte sich zu Bertha, und erzählte ihr mit den allerkleinsten Umständen das, was er gesehen hatte. Jezt urtheilt Ihr selbst, Fräulein, ob das Liebe ist, oder nicht. Bertha drükte die Lippen auf einander, ihre Wangen glühten, ihre Blike wurden finster, sie senkte die Augenbraunen und schwieg lange. Es kann dennoch nicht sein! seufzte sie endlich. Es ist, sagte Mannsfeld ruhig, vielleicht Egberten unbewußt; aber es ist! — Bertha saß da, sah lange auf einen Punkt, schüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf. Und wenn es wäre; bei Gott! unedel ist Egbert nicht.

Das beschwöre ich, sagte Mannsfeld: denn Bertha liebt Egberten. Aber Fräulein! Fräulein! sezte Mannsfeld hinzu und warf sich zu Bertha's Füßen: meine Liebe wird immer mehr Anbetung! Bei dem Hochgelobten! Ihr seid unaussprechlich groß! Bertha seufzete. Ihr liebt Egberten mit Eurer ganzen Seele; Ihr hört auf einmal, unvermuthet, daß er ein anderes Mädchen liebt, und dennoch bei Euch diese Kälte, diese große Ruhe, diese eifersuchtlose Freiheit Eurer Seele, dieser demüthige und stolze Sinn Eures Geistes! O ich glaube, Ihr seid das einzige Weib, das größer ist als ihre Liebe.

Graf Ludwig, ist es? liebt Egbert Agnes?

Ich will es beschwören!

Zweifelt Ihr an Egberts Redlichkeit?

Nein! — aber seine Größe reichte nicht an Bertha's Größe, sein Geist nicht an Bertha's Riesen-Geist, das weiß ich; denn — laßt mich reden! — Ihr hört von mir, daß Egbert ungetreu ist. — Der Blizschlag, der jeden Mann betäubt haben würde, läßt Euch ruhig. — Keine Eifersucht naht sich Euch, kein Zweifel, der hier der gekränkten Empfindung so nahe lag; — Ihr seid Bertha und bleibt es; und ist er Egbert geblieben? sagt selbst!

Thränen standen in Bertha's Herzen! Bertha drängte sie zurük: bittere Empfindungen, Zweifel an Egberts Treue hoben sich in ihrer Brust; sie unterdrükte sie. Sie zwang die bebenden Lippen zum Lächeln; den sie war die große Bertha.

Was werdet Ihr thun, Bertha?

Was Recht ist! antwortete Bertha kalt und stolz: Graf, liebt Egbert Agnes?

Bei Gott, er liebt sie; oder Thränen, Worte, Händedrüke, Empfindungen und das ganze Herz lögen.

Bertha legte die Hand an die Stirn. Eine Thräne drang dennoch jezt hervor; sie verbarg sie, sie stand auf: lebt wohl, Graf!

In der Einsamkeit drangen nun die lang verhaltenen Thränen desto heißer aus Bertha's Augen. Er liebt mich nicht? — nicht möglich! nicht möglich! rief sie und faltete die Hände schmerzlich über die pochende Brust.

Tausend Entwürfe bildete nun ihr liebendes

Herz, Egberten zurük zu ziehen in ihre Ketten. Das Mädchen Bertha weinte um den ungetreuen Geliebten; sie wollte nach Montabor und ihn mit Thränen und Vorwürfen bestürmen. — Soll Bertha von Erthal flehen? rief die Stimme des Stolzes laut durch die Seufzer der Liebe; soll Bertha wie ein jammerndes Mädchen um den Blik eines Mannes buhlen? — Nein! rief Bertha und troknete gewaltsam die Augen: ich bin Bertha! ich will Bertha bleiben! — Und kann der Mann, rief triumphirend die Eitelkeit: kann Egbert der Größe widerstehen? wird nicht mein Edelmuth den Seufzer der Liebe besiegen? wird nicht die große Bertha der furchtsamen, seufzenden Agnes das Herz des großen Mannes entziehen? — Nein, Größe gab mir Egberts Herz; Größe soll es mir erhalten.

Bertha's Blik erheiterte sich bei diesem Gedanken; triumphirend gieng sie auf und ab im Saal. Und ist denn auch wahr? liebt er Agnes? das will ich wissen!

Bertha rief die Zofe. Schaffe mir die Kleidung eines Harfners; wir wollen verreisen! — Nach einigen Tagen war alles bereit. Bertha's Gesicht war gefärbt, eine männliche Kleidung verhüllte das Mädchen, ihre Loken verbarg ein dikes Nez, ein Hut mit Federn ihre Stirn. So fuhr sie mit ihrer Harfe die Mosel hinab, und stieg am jenseitigen Ufer des Rheins aus, und gieng den Weg durch Wald und Berg nach der Sporkenburg. Sie kam in das

Rosenthal, und wie sie die Thürme der Burg im Walde erblikte, so sezte sie sich an einem Hügel, und ein lauter Gesang begleitete die Töne der Harfe.

Agnes in einer Laube horchte, sie trat hervor, sie sah den jungen Harfner da sizen, und sie kam näher. Schönes Fräulein, fieng der Harfner an: gönnt mir heute ein Pilgermahl auf der Burg, und eine Nacht voll Ruhe. Weit komm ich her aus dem Morgenland: mein Vater ist unterwegs gestorben; ich besuche alle Burgen umher, und singe das Lob der Ritterschaft.

Agnes hörte lächelnd zu, und nikte dann freundlich mit dem Kopfe: du bist hier willkommen, lieber Pilger mit deiner Harfe! Nun spiele einmal. Bertha ergriff die Harfe, spielte, sah Agnes scharf an, und dann erhob sie die Stimme:

Der deutschen Ritter Eigenthum
Ist Männlichkeit und stolzer Ruhm,
Von Meer zu Meer, von Strand zu Strand
Flog er ins ferne Morgenland;
Doch Ritter Egbert Montabor
Strahlt, wie ein Stern,
Aus allen Rittern hell hervor.

Agnes Gesicht verklärte sich bei diesen Worten; ein schönes Lächeln dankte dem Harfner für das Lied. O ein schönes Lied, du theurer, guter Harfner! Spiele weiter.

Sein Hergang ist ein wilder Sturm,
Sein Muth fest wie ein Felsenthurm.
Der deutschen Ritter Speer und Schwert
Ist Sang und Saitenspieles werth;
Doch Ritter Egbert Montabor
Strahlt, wie ein Stern,
Aus allen Rittern hell hervor.

Der edelste, der schönste Ritter auf der Erde, sagte Agnes mit leuchtenden Augen, und Bertha sang,

Die deutschen Ritter lieben treu,
Ohn Falsch und ohne Heuchelei;
Die deutschen Mädchen sind es werth,
Daß treuer Rittersinn sie ehrt;
Doch Egberts Bertha strahlt hervor,
Hell wie ein Stern;
Denn sie liebt Egbert Montabor.

Agnes wurde bleich wie eine Lilie; sie schlug die schweren Augen nieder, und gieng langsam und schwermüthig im Thale dahin. Schnell aber kehrte sie um. Kennst du Bertha von Erthal, Harfner? Bertha kenne ich, antwortete der Harfner! ich komme von Trier, wo sie sich jezt aufhält. —

Und ist sie Egberts Geliebte? — Das Gerücht sagt es, und das Lied, das ich auf einer Burg jenseits des Rheins lernte. — Ist Bertha schön, Harfner? — Alle Ritter sagen es, Bertha sey schön, wie eine Madonna. — Und du? —

Bertha lächelte. Ich würde Euch für schöner halten, als Bertha. Agnes lächelte wehmüthig. Erzählt mir von Bertha, lieber Harfner.

Da saß Agnes und horchte, und hatte noch tausend Fragen zu thun von Bertha von Erthal, von Egberts Liebe gegen sie, und in dem Tone ihrer Stimme, in jeder Frage, die sie dem Harfner that, in jeder Erzählung von Egbert, in jedem Blike, womit sie Frage und Erzählung begleitete, lag die heißeste Leidenschaft nur ganz leicht verborgen.

Bertha that hin und wieder Fragen an Agnes, die Agnes Unschuld beantwortete, und Bertha fieng an zu fürchten, der Graf von Mannsfeld möchte Recht haben. Nach dem zu urtheilen, was Ihr mir erzählt, Fräulein, scheint Ihr mehr Egberts Geliebte, als Bertha von Erthal. Agnes erröthete; sie seufzte auf. Der Himmel und die Heiligen mögen es lenken zum Guten! sagte sie.

In eben diesem Augenblike hörte Agnes den Hufschlag von Pferden. Sie lief einige Schritte im Thale fort. Er ist's! rief sie: er ist's, und schnell eilte sie ihm entgegen. Bertha verbarg sich ins Gebüsch; sie gieng höher hinauf, wo sie Egbert mit Agnes sehen konnte. So wie Egbert Agnes erblikte, so sprang er vom Pferde. Meine Agnes! rief er ihr von weitem entgegen. Er empfieng sie mit ausgebreiteten Armen, umschloß sie, drükte sie an seine Brust, und stand dann vor ihr in der vertrau-

lichsten Stellung der Liebe. Das sah Bertha. Dann kam er näher mit Agnes: er hatte Agnes Hand in beide Hände gefaßt, drükte diese Hand bald an seine Brust, bald an seinen Mund; sein Gesicht war zu Agnes gewandt, seine Augen strahlten die zärtlichste Liebe Agnes Augen entgegen. Wie hat mich verlangt, dich, meine einzige Agnes, zu sehen! sagte er, wie er mit Agnes vor dem Gebüsch war, das Bertha verbarg, und drükte sie noch einmal innig an seine Brust. Der Ton seiner Stimme war so innig, so zärtlich, daß Bertha nicht mehr an seiner Liebe zweifeln konnte. Ihr Herz schlug ungestüm, wie sie ihn näher kommen sah; eine sehr bittere Empfindung hob sich in ihrem Busen. Schon lange waren die Liebenden vorüber, und Bertha saß noch immer unbeweglich im Gebüsch da, die Blike auf den Ort geheftet, wohin Egbert mit Agnes gegangen war.

Endlich löste sich ihr Unmuth in einen Strom von bittern Thränen auf. Ist es möglich? rief sie: ist es möglich? Bertha verlassen? von Egbert verlassen? Lange saß sie noch unentschlossen da. Bald wollte sie hinauf auf die Burg, und wollte sich Egberten entdeken; bald wollte sie ihn herabrufen lassen, und ihn mit sich nach Trier führen. Meine Thränen werden ihn rühren, meine Seufzer sein Herz aufs neue schmelzen! rief sie: und soll Bertha um einen Mann Thränen vergießen? Nein! rief sie.

Sie stand auf, verließ das Thal, und gieng dem Heerwege zu an den Rhein.

Egberts Herz schwankte noch zwischen Agnes und Bertha. Die weinende, die jammernde Bertha, das kranke, leidende Mädchen, der Thränenschwere und gramvolle Blik würde die verglimmende Liebe Egberts wieder angefacht haben. Bertha wollte nicht Egberts Herz mit Liebe schmelzen! sie wollte es mit Thaten besiegen; und der liebevolle Seufzer Agnes, die zärtliche Unschuld der furchtsamen, flehenden Agnes schloß er indeß an demantne Ketten.

Auf dem Wege bis an den Rhein war Bertha's Entschluß gefaßt. Sie wandte sich und kam zum Heere der verbündeten Ritter. Sie gieng zu Egberts Zelt. Euer Herr, sagte sie zu seinen Knechten, ist auf der Sporkenburg. Ich muß ihn sprechen. Einer von Euch trage ihm von mir dies Zeichen. Sie wand die Schärpe von ihren Hüften, und gab sie einem Knechte. Sagt ihm, das sendet ihm ein Fremder. Ich harre seiner in seinem Zelte.

Ein Knecht flog dahin, und brachte Egberten Bertha's Schärpe. Egbert erkannte sie. Eine brennende Röthe stieg auf seine Wangen, wie er sie sah. Seine Hand zitterte. Er wagte es nicht Agnes anzusehen. Mit einer leisen Stimme und einem finstern Blike sagte er: sattelt! ich muß fort. —

Wer ist der Fremde, Egbert, fragte Agnes traurig: der Euch uns entreißt?

Mein vertrautester Waffenbruder: antwortete er stokend: ich muß ihn sehen. Er bedarf meiner Hülfe. Er stand auf; er gieng unmuthig auf und nieder. Schon stand der Knecht da im Gemach. Die Pferde waren bereit, und Egbert stand noch schweigend, mit finsterer Miene da, und warf trübe Blike auf Agnes. Endlich wollte er gehen. Lebt wohl, sagte Agnes, und breitete ihre Arme aus, ihm den Abschiedskuß zu geben. Er gab dem Mädchen die Hand, warf einen traurigen Blik auf sie, und verließ das Gemach.

Langsam ritt er durch das Thal; so lange er die Spizen der Sporkenburg sahe, dachte er an Agnes. Jezt aber fiel sein Gedanke auf Bertha. Ihre Liebe, ihre Größe, ihr Edelmuth zogen unvermerkt seine Phantasie von Agnes ab, auf Bertha. Sie stand vor ihm in ihrer Größe, er sah sich um Bertha von allen Edeln beneidet, und er jagte ins Lager. Eilig sprang er vom Pferde. Er trat in sein Zelt, ruhig saß da, eine Harfe an der Schulter, ein fremder Jüngling. Egbert stuzte. Kennt Egberts Herz Bertha nicht? fragte Bertha: und Egbert sank zu ihren Füßen. O Bertha! du? du? du bist es! wasche die fremde Farbe von deinem Augesicht, Bertha!

Egbert sagte das alles mit so viel inniger Zärtlichkeit, schloß sie so fest in seine Arme, war so ent-

zükt, daß sie beinahe jeden Verdacht vergaß, den ihr Herz gefaßt hatte. Laß mich so, wie ich bin, Egbert! ich bin auch so deine Bertha.

Jezt saßen Bertha und Egbert in der alten Vertraulichkeit, und erzählten. Und verdient, fieng auf einmal Bertha an: verdient denn Agnes von Sporken Egberts Hülfe? Zwar muß sie ein liebenswerthes Mädchen sein, weil man sagt, sie sei Egberts Geliebte.

Egbert erschrak: wie? sagt? sie sei meine Geliebte?

So sagt man! antwortete Bertha ruhig, und wandte sogleich das Gespräch sehr natürlich durch eine Frage auf etwas anders.

Und glaubst du denn, Bertha, glaubst du, daß es wahr sei? —

Nein! sagte Bertha: Egbert würde ja mir nichts verschweigen, was mich so nahe angienge.

Und wer, meine Bertha, wer sagt es?

Der ganze Gau, alle Ritter sagen es.

Und dennoch bist du so ruhig, Bertha?

Warum nicht? antwortete Bertha lachend: warum nicht ruhig, da du mein bist? —

Große, große Bertha! hob Egbert voll Feuer an: sprich, Weib, wie verirrte sich die Seele des ersten Engels in einen menschlichen Körper?

Groß deswegen? das seh ich nicht. Sprich Egbert, wenn dir die ganze Welt sagte: Bertha liebt

einen andern, als dich, Egbert! würdest du es eher glauben, als meine Lippen dir es sagten?

Nein, bei Gott, nein! Ich würde meinen Augen nicht trauen; und wenn ich dich in den Armen des schönsten Mannes sähe, ich würde es nicht glauben.

Nun sieh, du Thor, ich bin nicht mehr wie du!

So saßen sie bis an den Abend. Egbert begleitete Bertha bis an den Rhein, und Bertha fand dort ihre Begleiter, und sie kehrte nach dem Schneesteine beruhigt zurük. Er liebt mich: er liebt mich allein; er ist mein: Mitleiden zog ihn an die sanfte, liebende, furchtsame, seufzende Schwärmerin. Sie flog nach Trier.

Hier fand sie den Grafen Ludwig. Habt Ihr Agnes gesehen, Fräulein?

Agnes und Egbert.

Und was sagt Ihr nun?

Bertha lächelte. Ich konnte keinen unedlen Mann lieben. Es ist wahr, Liebe sprach aus den Bliken, die Egbert auf Agnes warf; aber nicht eine Liebe, die ich kenne, die mein Geist und Egberts billigt; Mitleiden mit Agnes Liebe, Dankbarkeit dafür. Egbert liebt Agnes; aber er ist Bertha's!

Und Ihr seid so ganz ruhig, Fräulein? so ganz? —

Ganz; weil ich Egbert kenne. Ich könnte Euch den Beweis geben, Graf, daß er mein ist.

Wie könntet Ihr das?

Ein Wort von mir, und Egbert würde auch noch eine festere Fessel der Liebe, als Agnes Kette, zersprengen, und in meine Arme eilen.

Die Schaam, seine Ehre würde ihn zu Euch führen, nicht die Liebe. Allein wie? wenn er Recht zu thun glaubte in einer neuen Liebe? wenn er Euch zuerst in Verdacht der Treulosigkeit zöge, und die seinige dadurch zu rechtfertigen meinte?

Egbert kann mich nie in Verdacht ziehen; Egbert kennt mich.

Man glaubt leicht, was man gern glaubt.

Aber nicht von einer Bertha.

Ihr beurtheilt Egberts Größe nach Eurer.

Ich wollte, der Fall wäre möglich, Euch zu überzeugen, Graf!

Gebt mir die Erlaubniß, Egbert zu sagen, Ihr liebt mich.

Bertha sann einen Augenblik nach.

Nicht wahr, Fräulein? Ihr findet die Probe doch ein wenig gefährlich?

Nicht so gefährlich, aber beleidigend; sie zeugt von Mißtrauen.

Doch nicht von Eurem; denn ihr würdet sie sonst nicht erlauben.

Gut, Graf! ich erlaube es Euch!

Gebt mir ein sichtbares Pfand Eurer scheinbaren Liebe gegen mich! gebt mir die Schärpe!

Das nicht, Graf!

So laßt mich sie nehmen, als ein Andenken des

heutigen Tages. Er wand die Schärpe um seinen Harnisch, und gieng.

Bertha war ihres Sieges zu gewiß. Egbert hatte ihr versichert, er würde sie nie eher untreu glauben, ehe es ihm nicht ihre Lippen sagten. Ihr ganzer Ehrgeiz stand bei dem Grafen auf dem Spiel, wenn sie es ihm nicht erlaubte: sie harrte mit schwerem Herzen auf den Ausgang.

Der Graf flog über den Rhein ins Lager. Er kam so eben, wie Sporkens Herolde kamen, und Egberten Frieden anboten. Er gab die Güter wieder, die er geraubt hatte, und entschädigte die Krieger für den Aufwand des Krieges.

Egbert trug es Ludwigen auf, diese fröhliche Nachricht nach der Sporkenburg zu bringen. Ludwig lächelte. Wie bescheiden Ihr seid, Egbert! Ihr wollt den Dank umgehen, den die reizende Agnes Euch geben würde. Begleitet mich. Ich will mit Euch gehen.

Egbert und Ludwig ritten nach Sporkenburg. Die edle Frau von Sporken sank zu Egberts Füssen, und Agnes? sie taumelte in Egberts Arme. Gott sei gelobt, und die gebenedeite Jungfrau! rief sie mit lauter Stimme, daß Eure Gefahren, Egbert, ein Ende haben! Mein Gebet ist erhört, die Fehde geendigt, und Ihr seid gesund.

Und denkt Ihr denn gar nicht daran, Fräulein, hob Ludwig ernsthaft an: daß Ihr jezt die reichste Erbin am Rhein seid? auch dafür dankt dem Himmel!

Dafür danke ich Egbert, wenn es bei dem größten Glük der Rede werth ist. Nein! Herr Graf; daß dieser Mann gesund hier steht, das ist es, wofür ich allein gebetet habe. Hätte er mir die Nachricht gebracht, er hätte für den Frieden alle meine Schlösser, alles, was ich habe, und was ich liebe, hingegeben; so würde mein Dank gegen Gott eben so feurig sein. Denn er lebt, Egbert lebt! und mit diesen Worten schlang sie sich um seinen Arm, und drükte ihre heißen Lippen auf seine zitternde Hand.

Egbert stand verlegen da. Verstohlen warf er Blike der Liebe auf das holde Mädchen, dem er mehr war, als aller Reichthum der Erde. Ludwig wandte sich an die Mutter, und redete mit ihr sehr eifrig über die Bedingungen des Friedens, und über ihre künftige Sicherheit.

Agnes hatte mit leuchtenden Augen das Gemach verlassen; Egbert hörte sie die Wendeltreppe hinauf gehen, und nach ein paar Minuten, wie Ludwig mit Eifer redete, gieng er auch hinaus, und schlich wie ein Verbrecher die Treppe-hinan. Er kam vor Agnes Kloset. Eben wollte er die Thüre öffnen, und er hörte Agnes Stimme. Er horchte, und Agnes betete für ihn. Da stand er an der Thüre, seine Hand über die Stirn gelegt, und große Thränentropfen standen in seinen Augen. Und wenn er mich nicht lieben darf, sezte sie mit einer weinen=

den Stimme hinzu: so laß mich sterben, Mutter Gottes, und lege mein Leben zu seinem.

O Gott! seufzete er, rang die Hände, und riß sich gewaltsam noch eine Treppe in die Höhe, und schluchzte hier laut und ungehört. Nein, Agnes, ich darf dich nicht lieben! Nein, Agnes! du holdes, unglükliches Mädchen! Ich war verdammt, dich und mich elend zu machen.

Nach einer Weile gieng er hinab, und eben öffnete Agnes die Thüre, und trat schwermüthig hervor. Wie sie ihn erblikte, lag wieder das Lächeln der reinsten Freude in ihrem Gesicht. Egbert! wo seid Ihr gewesen? wolltet Ihr Eure gute Agnes besuchen? Kommt! kommt! Sie öffnete ihm die Thüre, und er trat mit ihr hinein. Beide waren in der gefährlichsten Stimmung des Gemüths. Agnes hatte gebetet, und Egbert sie beten gehört.

Agnes faßte seine Hand, und drükte sie an ihre weiche Brust, und Egbert schlug seinen Arm um ihren Rüken; sie fiel in seine Arme, und seine Lippen berührten ihre Stirn. Thränen standen in des Mädchens Augen, Thränen der heiligsten Liebe. O Egbert! rief sie: habt mich nur ein wenig, sehr wenig lieb! — Agnes! Agnes! Er verschlukte die übrigen Worte: er schloß sie fest an sich, und heiße Küsse auf ihren Mund sagten ihr mehr, als die verschlukten Worte.

O Gott! rief Egbert jezt: laß uns gehen, Agnes. Sie giengen, und Ludwig warf einen schnellen Blik auf beide, und redete dann wieder mit der Mutter.

Da saß Agnes mit ihren brennenden Bliken und betrachtete Egbert; da saß Egbert, und schaute verstohlen und ängstlich auf Agnes, und beide waren stumm. Endlich gieng Egbert hinaus. Ludwig sah ihn nach einiger Zeit im Thale mit verschränkten Armen, mit auf die Brust hängendem Haupte, tiefsinnig auf und nieder gehen. Ludwig gieng zu ihm hinab. So einsam, Egbert, und so tiefsinnig?

Nur einsam; tiefsinnig nicht. Ich genoß des schönen Abends.

Egbert, sagte Ludwig: Ihr seid ein Mann, ein großer, ein edler Mann; aber auch ein fühlender Mensch, mit einem theilnehmenden Herzen. Meint Ihr, kann der Mensch seinen Leidenschaften gebieten? ist er immer Herr seines Herzens?

Egbert stuzte: Graf, wozu diese Frage? Glaubt Ihr —

Die Frage betrift allein mich, allein mein Herz: ich bitte Euch, beruhigt mich. Kann ich immer Herr meines Herzens sein? — Sezt den Fall, Egbert, wenn ich Bertha liebte, hieße das Euch Unrecht thun? hieße das unedel gegen Euch gehandelt? — Und sezt weiter den Fall, wenn meine Liebe des Mädchens Herz unvermerkt gewonnen hätte, wenn meine heimlichen Seufzer, wenn die verborgene Glut meiner Liebe ihre Liebe entbrannt hätte; sagt, wäre das unedel gehandelt? Sagt, mußte Bertha Euch die Hand geben, um mit Euch unglüklich zu sein?

Egbert sah Ludwigen scharf und zitternd ins Gesicht. Ludwig, antwortete er bebend? wohin auch Eure Frage zielen mag — der stärkste Mann ist nicht immer Herr seines Herzens; allein — was er sein muß — sollte — was edel heißt — da fragt den, der die Herzen schuf!

Egbert, ich liebe Bertha!

Ihr, Graf Ludwig!

Und Bertha — liebt mich — glaube ich. —

Euch? Ritter! Graf Ludwig, um Gottes willen, um aller Heiligen willen! ist es wahr?

Bin ich ein edler Mann in Egberts Augen?

Ludwig, ist das wahr? ist das so?

Kennt Ihr Bertha's Geschenk? Er zeigte ihm die Schärpe. Sie gab es mir in der Stunde der scheidenden Liebe. Egbert, Egbert! ich habe mein Schiksal in Eure Hände gelegt.

Ludwig, gab Euch Bertha die Erlaubniß, es mir zu sagen?

Sie gab sie mir, und nahm sie zurük. Er glaubt Euch nicht, Graf! sagte das Mädchen: Egbert glaubt Euch nicht:

Ich glaube Euch! sprach Egbert, und umarmte ihn mit einem stillen Triumphe. Ich glaube Euch!

Und Egbert, edler Egbert, was wirst du thun?

Ludwig, das Geschik führt oft verworrene Wege voll Dornen, und sie endigen sich in dem Lande der Glükseligkeit!

In diesem Augenblike rief Agnes Stimme durch

das Gebüsch. Egbert! Graf Ludwig! Sie kam hervor. Egbert lief dem holden Mädchen entgegen; meine süße Agnes! sprach er, und schloß sie an seine schlagende Brust. Agnes blikte ihm in das fröhliche Auge. Und ihr seid so heiter, lieber Ritter? Heiter, wie der Abend, meine liebe, unschuldige Agnes! Er schloß sie von neuem in seine Arme. Nun komm! mit uns! Ludwig gieng schon allein hinten im Thale. Eben sahen sie, wie er den Fußgang nach der Burg hinauf gieng, und Agnes und Egbert waren allein.

Die lieblichste Dämmerung senkte sich in das Thal; sanfter murmelte der Bach, nur leise wehten die Ranken, und begrüßten, von der Abendkühle bewegt, die Liebenden mit freundlichem Niken. Egbert und Agnes giengen auf dem seidenen Moose des Bodens auf und nieder. Sie hieng an seinem Arme, an seinem Auge, an seinen Worten, mit Arm, Aug und Ohr. So zärtlich, so zärtlich heiter war er noch nie mit Agnes gewesen. Er drükte im Gehen die Hand auf sein Herz; er umfaßte sie mit seinem starken Arm, und trug sie mehr in der innigsten Umarmung, als daß sie gieng; meine Agnes! meine geliebte Agnes! seufzete er, und sah dabei mit Entzüken ihr ins Auge, und sie lächelte ihm zu, und eine verborgene Wehmuth trieb Thränen in ihr Auge. Endlich sezten sie sich in eine Laube von dichtem Laube geflochten. Sie sank, wie sie sich sezen wollte, an seine Brust, in seine Arme, und sie ruhete halb auf seinem Schooße.

Und wer betete heut für mich, Agnes? du? wiederhole mir doch dein Gebet, mein frommes Mädchen! Agnes erröthete, zitterte, und bedekte die liebevollen Augen. O Egbert! seufzte sie. — Meine Agnes! flüsterte er ihr mit einer süßen geschmolzenen Stimme zu. Ich liebe dich! ich darf dich lieben! Du liebst mich? nicht wahr, Agnes? Sie versank an seine Brust. Nun, Agnes? erhalt ich keine Antwort? liebst du mich? liebst du mich über alles? Agnes! antworte, du sprichst mit Egbert. Sie hob ihre Wange von seiner Brust, sie sah ihn an! ihre Lippen öffneten sich, Thränen drangen aus ihren Augen: Bertha! seufzete sie.

Ich darf dich lieben, Agnes! sagte Egbert ein wenig verwirrt. Ich darf dich lieben! Was sagst du, Agnes? Sie umschlang ihn, und ein frommer, sanfter Kuß war Agnes Antwort. Und ist es dein ganzer Wunsch, daß ich dich liebe, Agnes?

Ja! antwortete das Mädchen: mein einziger Wunsch!

Geh, hinaus in die Zukunft, meine Geliebte; hast du keinen Wunsch mehr?

Nicht einen mehr, Egbert, wenn Ihr mich liebt.

Nicht den, Agnes, daß ich dir am Altare das Versprechen meiner Liebe wiederhole? Schaamroth neigte sich das Mädchen an seine Brust. Agnes, rede, rede! wünschest du nicht mein Weib zu sein? Agnes schwieg, ihre Wangen glühten. Und Agnes

liebt mich nicht genug, um mir den Wunsch ihres Herzens zu sagen?

O Egbert, Egbert, schone! fühle meine Wangen, wie sie vor Schaam glühen. Frage nicht mehr, ich kann nicht mehr antworten. Und bei diesen Worten sah ihn Agnes nur halb an. Und liebst du mich, Agnes? liebst du mich über alles?

O Gott! antwortete Agnes: wie kannst du fragen, Egbert? Ja, flüsterte sie leise, als obs ein Verbrechen sei: ich liebe dich, Egbert!

Nach und nach versanken sie in Umarmung und süßem Gekose der vertraulichen Liebe, und Agnes Zofe suchte Agnes schon lange im Thal, und fand sie endlich in Egberts Armen in der stillsten Laube.

Egbert und Agnes erschraken, daß schon die Sterne ins Thal funkelten, da sie die Laube verließen. Langsam giengen sie den Felsen hinauf. Ludwig war schon auf seinem Gemach. Und wo wart Ihr, Kinder? fragte Agnes Mutter beide: ich war um Euch in Angst.

Kinder! wiederholte Egbert lächelnd: edle Frau gebt mir die Hand eurer Agnes, und ich bin Euer Sohn! Agnes lief auf ihre Mutter ein, umschlang sie mit beiden Armen, und verbarg die glühende Röthe in ihrer Brust. Die Frau von Sporken betrachtete den Ritter mit unverwandten Augen: ich hörte einmal, Ritter Egbert, daß Bertha von Erthal Eure Geliebte sei.

Ja, edle Frau, hob er verlegen an: würklich

auch ist jezt Bertha's Geliebter unter Eurem Dach. Der Graf Ludwig von Mannsfeld. —

Die Mutter legte Agnes Hand in Egberts, und fiel dann weinend um Egberts Hals: o so sollte ich Euch alles zu danken haben, das Leben meiner Agnes und meine Güter.

Das Leben? Agnes Leben? wie so?

Agnes, Ritter, liebte Euch, liebte mit der ganzen Kraft ihres Herzens, und glaubt mir, Ritter, ihr Herz wäre gebrochen, hätte sie je aufhören sollen Euch zu lieben. Ach, wie viele Thränen hat mir der Gedanke an die Zukunft schon gekostet, und nun habt Ihr sie in Thränen der Freude verwandelt.

Agnes, dreist durch ihre Mutter Gegenwart, warf sich in seine Arme: ach, Egbert, ich wäre vergangen vor Schmerz, so wie ich jezt sterben möchte vor Freude.

So vergieng der Abend unter Liebe, Dankbarkeit, Hoffnung und allen fröhlichen Ergießungen der Herzen.

Am andern Morgen mit dem ersten Strahl der Sonne wandelte Egbert schon mit Agnes im Thale, und Ludwig stand mit geheimer Freude in Agnes Kloset, und sah durch die Weinranken die Umarmungen der Liebenden. Bertha ist mein! rief er: Bertha ist mein! Er ließ sein Pferd satteln. Er nahm von der Mutter Abschied, reichte Egbert die Hand,

küßte Agnes. Und sagt mir Egbert nichts für Trier? fragte Ludwig.

Egbert faßte Agnes Hand, und lächelte Ludwigen freundlich zu: sagt in Trier, daß ich glüklich sei; durch diese Hand glüklich! und Ludwig umarmte Egberten, flog auf den Hengst, und zum Thale hinaus.

Bertha erblaßte, wie Ludwig zu ihr ins Zimmer trat.

Ich hoffe nicht, Graf, daß Ihr Euch meiner Erlaubniß bedient habt, sagte Bertha vor sich nieder blikend; es war zu rasch, zu unbesonnen.

Und wenn es nun wäre? fragte Ludwig ernst: Bertha, wünschet Ihr würklich Egberts Hand ohne sein Herz zu besizen? Bertha zitterte, wie Ludwig das sagte. Schon längst besaß die Leidenschaft Egberts Herz; Euer nur war noch sein schwacher Wille. Was that ich dabei? nichts. Sein Herz wäre gebrochen, und mit dem lezten Brechen wäre dennoch sein Geheimniß hervor gekommen, das er Euch jezt durch mich sendet: Egbert liebt Agnes mit seinem ganzen Herzen.

O Ludwig, Ludwig, was habt Ihr gemacht: rief Bertha, und wollte die hervorbrechenden Thränen verbergen; allein diesesmal war ihr Herz stärker als ihr Geist. Sie versank in Thränen. O Ludwig, ist es wahr, was Ihr sagt? habe ich ihn verloren.

Verloren nicht, Fräulein! denn was könntet

Ihr verlieren, was Ihr je besizt? Egbert liebt Agnes; weil er Euch nur anbeten kann. Wir können nur lieben, dessen wir uns selbst werth fühlen. Ich fürchte, Bertha, ich fürchte, Ihr werdet mit einem Herzen voll Anbetung Euch genügen müssen. Ich liebe Euch, ich liebe ohne Hoffnung; ich kannte den Jüngling, den Ihr liebtet, und ich war gezwungen ihn zu lieben, weil er Euch angehörte. Unbegreifliches Mädchen, wie macht Ihr es, daß die reine Flamme ohne Eifersucht für Euch allein brennt. — Seht, ich bedaure Egberten, wie ich den bedaure, der die Hoffnung der Seligkeit verlohren hat; ich bedaure ihn, ob er gleich sich für glüklich hält. Euch bedaure ich nicht, Bertha, obwohl ihr weint: denn diese Thränen, gesteht es, diese Thränen weint Ihr nicht um Euren Verlust; nein, diese Thränen fließen aus Mitleiden mit Egbert. — Und was hat er verlohren? was? o Gott! ein Mädchen, um dessen Verlust der ganze Himmel seiner Seligkeit vergessen und weinen würde. Nein, Fräulein, nein! Egbert ist kein großer Mann, weil er Euch verlieren konnte, ohne zu sterben! —

Bertha's Herz fühlte von alle dem, was Ludwig sagte, sehr wenig als wahr; allein der Graf sagte das alles in einem so warmen Tone; seine Stellung war dabei so ehrfurchtsvoll, sein Blik so fest, daß Bertha doch nothwendig in ihrem Betragen Rüksicht auf den bewundernden Ritter nehmen mußte.

Ihr habt mich überrascht, Ritter Ludwig, sagte sie mit matter Stimme: kommt morgen zu mir. Sie gieng auf ihr Kloset, um da ihren Thränen und den Empfindungen ihres Herzens freien Lauf zu lassen. Da saß sie, bleich, mit rothgeweinten Augen die schwarzen Loken auf ihre Schultern verstreut, den Kopf in die Hand gestüzt, und bejammerte Egberts Verlust; lange Seufzer hoben die schöne Brust, große Thränen schwammen in den matten Augen, schwärmende Klagen flossen über die bebenden Lippen: Klagen, die das härteste Herz eines Mannes zerschmolzen haben würden. Kein Schlaf schloß heute ihre müden Augen, ach! und endlich kehrte wieder ein neuer Strahl von Hoffnung in ihr Herz. Ludwig hatte ihr im Allgemeinen gesagt, daß Egbert Agnes liebe. Ist das gewiß? woher weiß er es? kann er nicht geirrt haben?

Sie harrte auf Ludwig mit großer Ungeduld. Er kam. Schnell troknete Bertha das nasse Auge; schnell beugte sie sich über den Stikrahmen, und arbeitete ruhig fort. Nun, Graf, sezt Euch! Nun, jezt bin ich ruhig genug, die Erzählung von Euch anzuhören, die Ihr gestern mir zu geben vergaßt, und die ich nicht fordern mochte. Erzählt mir, wie gieng es zu? — Wie nahm Egbert die Fabel? —

Ludwig erzählte, und dennoch, troz ihres Vornehmens, bethauten Bertha's Augen die Rose, welche ihre Finger stikten. Sie erblich, wie Ludwig Egberts lezte Worte wiederholte: Sagt in Trier, daß

ich durch Agnes Hand unaussprechlich glüklich bin!

Und war Agnes dabei gegenwärtig, wie er — sagte Bertha, mit ungewisser Stimme.

Er hatte Agnes an der Hand, wie er das sagte. Agnes sank zärtlich in Egberts Arme, und ich stieg zu Pferde, weil mir es nahe war, ihm zu sagen: Egbert, was hast du verlohren!

Jezt gab Bertha freilich alle Hoffnung auf. Sie stand auf, sie verbarg dem Grafen ihr Auge, und gieng hinaus. Nach einigen Minuten ließ sie dem Grafen sagen, sie habe Besuch bekommen. Der Graf gieng, und Bertha versank wieder in Klagen, Thränen, Seufzer, und schwärmerische Träume.

So oft der Graf kam, war Bertha gezwungen, ruhig zu scheinen. Sie zitterte mit jeder Minute vor der Frage des Grafen: was werdet Ihr thun, Bertha? Die arme Bertha war in einem dunkeln Abgrunde von Ungewißheit, indem sie von nichts Gewißheit hatte, als davon, daß sie unglüklich war. Der Graf fragte aber nicht, was werdet Ihr thun, Fräulein? Er sah Bertha's heimliche Thränen, er sah, wie tief Berthan Egberts Verlust schmerzte: er wollte ihrem Geiste erst Zeit geben, sich von den drükenden Fesseln des Grams loszureißen; er wollte erst Egberten Zeit geben, die Bande, die ihn an Agnes fesselten, unzerreißlich zu machen. Er schien gar nicht zu wissen, daß Bertha weinte. Er staunte die Größe ihres Geistes an, der den Verlust Egberts so männlich tragen konnte. Nein, sagte er: was Ihr auch sagen mö=

get, Egbert reichte nicht an Euren Riesengeist, Bertha. — Ach, dachte Bertha dann: könntest du in mein Herz sehen!

So schwebte Bertha Wochen lang in Zweifel, was sie machen sollte; die heißesten Thränen, die ihr Auge Nachts weinte, bestraften die Ruhe, die sie am Tage hervorzwang, und auch selbst diese geheuchelte Ruhe zerriß ihr Herz. Endlich war sie entschlossen. So sei es dann! sprach sie einen Abend zu sich selbst: liebt er sie, so — ihre Thränen flossen heißer, wie sie das sagte — so sei ein Weib! O Egbert! Egbert! Und, o Gott! wenn meine Thränen den abgestorbenen Keim seiner Liebe gegen mich wieder beleben könnten! O Gott, zu seinen Füßen — O armes Herz! was wirst du leiden! — Und soll ich unglüklich sein; soll denn mein Leben der Raub einer endlosen Liebe und eines endlosen Elends werden, so — ihre Augen funkelten, ihre Arme hoben sich — so will ich wie Bertha sinken, groß, ohne Klage!

Sie sandte einen Boten zu Egbert, und ließ ihn bitten, zu ihr auf den Schneestein zu kommen.

Während Bertha jammerte, zog Egbert mit Agnes im Triumph von einer eroberten Burg zur andern, und überall huldigten die Unterthanen Agnes von Sporken, und nach jeder Huldigung sank Agnes in Egberts Arme, und ihre Blike, ihre Liebkosungen gaben ihm die Huldigung zurük, die sie empfangen hatte. Welch ein Paar! flüsterten alle

Menschen, wenn Agnes mit Egbert auf dem Balkon erschienen; hinter Agnes die Menge Zofen, und die Herolde mit den Stammfahnen, Egbert in Waffen mit Agnes Farbe. Der edelste Mann! das sanfteste Weib! — Das sanfteste, das beste Weib, flüsterte Egbert selbst der Menge nach, wenn er einen Blik auf sie warf, wie sie da stand, beschämt, mit den demüthigen, sanften, furchtsamen Bliken, jedem zulächelte, sich tief gegen die Menge verneigte, und bei jedem Huldigungsruf sich weinend an den Busen ihrer Mutter warf!

Auf einer dieser Burgen traf Bertha's Bote Egberten. Egbert erschrak ein wenig, wie er den Boten erblikte. Er kannte ihn. Er nahm ihn allein, und Egbert sandte ihn zurük mit dem Versprechen zu kommen.

Den andern Tag verließ Egbert Agnes. Sie wollte ihn nicht aus ihren Armen lassen; sie konnte nicht aufhören zu weinen; sie ahnete tausenderlei Unglük, das ihn treffen könnte. Sei kein Kind, Agnes, sagte Egbert zärtlich: ein paar Tage gehen bald vorüber. Wo will ich unglüklich sein? sei ohne Furcht, Agnes!

Egbert, Egbert, ich fürchte, weil ich dich liebe. O bleib nicht lange; mein Herz schlägt unruhig, wenn ich dich eine Stunde nicht sehe; wie soll ich Tage lang deine Abwesenheit ertragen! Egbert versprach zu eilen. Agnes wurde bleich, wie er sie aus seinen Armen ließ; sie eilte noch an sein Pferd, sie

sah ihn noch mit thränenden Augen an. Bleib nicht lange, Egbert! und dahin flog er.

Jezt stand er jenseits am Rhein. Dies ist der Weg zu Bertha! seufzete er: o menschliches Herz! Und was will Bertha? Unruhig und langsam ritt er den Weg, den er sonst fliegend und mit Entzüken jagte. O menschliches Herz! rief er noch zweimal. Zitternd ritt er über die Zugbrüke. Bertha stand am Fenster. Eine Todtenblässe goß sich über ihr Gesicht, da sie ihn erblikte. Egbert stieg ab, und gieng mit einer ängstlichen Empfindung die Stufen vor der Burg hinauf. Das Fräulein ist oben! sagte ihm eine Zofe, und sah ihn neugierig an. Langsam gieng er die Treppe hinauf. Eine Minute stand er an der Thüre des Gemachs, ehe er es öffnete.

Endlich öffnete er das Zimmer und trat hinein. Bertha stand da am Tische. Ein leichtes Zittern fuhr durch ihre Glieder, da sie die erste Bewegung der Thüre sah. Sie wurde bleich, da sie ihn sah, und auch Egbert erblaßte. Er blieb verlegen an der Thüre stehen. Egbert! fieng Bertha stammelnd an: Egbert bin ich dir gar nichts mehr? Egbert schlug einen Blik auf sie. Sie wollte lächeln, und ihr Lächeln verfinsterten ein paar Thränen, die über ihre Wangen rollten.

Bertha! Ludwig von Mannsfeld sagte mir —

Die Unwahrheit, Egbert, sagte er dir.

Die Unwahrheit? — Gott, Bertha! die Unwahrheit? Um aller Heiligen willen! die Unwahr-

heit? Er faltete die Hände, sein Blik sank schwermuthsvoll auf den Boden.

Und du liebst Agnes, Egbert? —

Bertha, Bertha! Ich Unglüklicher! o Gott, ich zehnfach Unglüklicher!

Und du liebst Agnes, Egbert? fragte Bertha ruhiger.

O Bertha, Bertha! er sank zu ihren Füßen: o Bertha, verzeihe! verzeihe!

Und liebst du Agnes, Egbert? Rede, Egbert!

Ich liebe Agnes! sagte er sanft und leise, und sah wie zernichtet vor sich nieder.

Und Bertha konntest du verlassen? Bertha verstoßen?

Gott, Bertha! Bertha! Graf Ludwig —

Du liebtest doch Agnes schon, wie Ludwig — sie vermochte nicht weiter zu reden; Thränen erstikten ihre Stimme. Sie verließ das Gemach, und ließ Egberten in der tiefsten Verzweiflung zurük.

Am Abend kehrte sie zu Egbert zurük. Egbert bleib einige Tage hier! — Bertha verzeihe! rief Egbert. Bertha wollte etwas sagen; sie legte die Hand auf die Brust, hoch flog die Hand empor von der schlagenden Brust, und ihre Thränen flossen. Sie gieng.

Den andern Tag hatte Bertha allen Muth gesammlet, dessen ihr Herz fähig war. Sie gieng zu Egbert. Ich komme nicht, dir Vorwürfe zu machen, lieber Egbert; aber sei aufrichtig gegen mich. Das

einzige, was ich fordre. Egbert stand da wie versunken. Schon diese Nacht hatte er in Unfrieden mit sich selbst zugebracht. Er fühlte, daß Bertha Recht hatte, ihm Vorwürfe zu machen; er fühlte, daß Bertha gerechte Ansprüche auch noch jezt auf seine Treue hätte; zu gleicher Zeit hatte er jezt zum erstenmale, bei dem siebenfachen Schleier, mit dem Bertha es verhüllte, gesehen, wie theuer er Bertha's Herzen war, wie innig ihn Bertha liebte, und ach! jezt, da er über diese Entdekung seufzete, da sie ihm Thränen kostete, da sie sein Herz tausendmal zerriß, so wie sie sonst sein höchster Triumph gewesen wäre.

Sei aufrichtig gegen mich, Egbert! sagte Bertha, und Egbert legte seine Hand auf das pochende Herz.

Liebst du Agnes?

Ich liebe sie.

Mehr als mich?

Gott, Bertha, ich liebe Agnes!

Und getrennt von ihr, würdest du nicht glüklich sein?

Nein!

Auch nicht in diesen Armen, Egbert? — Antworte ruhig. Sie selbst zitterte.

Bertha, laß mich reden; ich muß reden. Agnes, o du kennst diese Agnes nicht: ihr weiches, sanftes, furchtsames, warmes Herz hat nur mich, Bertha, allein auf der weiten Welt nur mich. Sie athmet, sie denkt, sie fühlt, sie lebt in mir. Ber-

tha, mein Scheiden würde Agnes Leben zerstören. Sie, sie kann nicht leben ohne mich. Sie ist eine Ranke, die sich an einen Baum geschlungen hat, und mit der Zeit fest in seine Rinde gewachsen ist: du kannst den Baum nicht wegreißen, ohne nicht die Ranken zu zerstören. Bertha, habe Mitleiden mit Agnes!

Egbert, und nicht mit mir? Bin ich nicht dein wie Agnes? lebe ich, fühle ich, denke ich nicht so gut in dir als Agnes? Egbert, ich bin was Agnes ist.

Nein, Bertha, nein! Sieh, du redest doch jezt noch, du denkst noch; das könnte Agnes nicht. Agnes wäre jezt schon an deiner Stelle zernichtet. Nein, Bertha, du warst neben mir nichts als ein schöner, voller, kraftvoller Baum, nur mit seinem Nachbar aus einer Wurzel entsprossen. Haue den Nebenbaum ab; er wird einige Tage trauren, und dann desto freier, desto stärker gen Himmel steigen. O Bertha, er warf sich zu ihren Füßen; für dich, Bertha, wollte ich mich scheiden von allem, was Menschen lieb ist; ich wollte in einer öden Wüste leben, wo sogar meine eigene Stimme verstummte; ohne Hoffnung wollte ich für dich leben, und dennoch glüklich sein, weil ich es für Bertha thäte. Das könntest auch du, Bertha; denn uns bleibt unser Geist, unser Muth, auch die Unmöglichkeit möglich zu machen, neue Geseze für unsere Herzen zu schaffen, nach denen sie fühlen sollen. O Bertha, wann

wäre dir das Glük, oder doch mindestens die Ruhe nicht möglich. Du bist mehr Mann als ich! aber Agnes, Agnes, — hat nichts als ihre Liebe, nichts als ihr weiches Herz; voll Jammer, oder voll Freude. Ach, sie ist nicht einmal des Wunsches fähig glüklich zu sein, wenn ihr Herz von meinem gerissen würde. Bertha, Bertha! —

Bertha stand da groß und edel. Ihr Auge flammte, ihre Wange glühte, ihre Brust pochte stolz, ihre Stellung ward größer. Sie reichte schweigend Egberten die Hand. Ruhig, Egbert! ruhig! — antworte! seze den Fall, Egbert, Agnes stürbe in diesem Augenblik, oder sie wäre anders, oder — laß Agnes jezt weg! — würdest du mit den Gefühlen deines Herzens noch glüklich in Bertha's Armen sein können? Keine Schmeichelei! ich hasse sie. Glaubst du des? —

Bertha, Agnes Verlust würde meinem Herzen unendlich viel kosten: aber, Bertha, sei nicht zu demüthig; wer würde in deinen Armen unglüklich sein. Tröstet nicht der erquikende Trost der Freundschaft in jedem Schmerz; welche Wunde könnte nicht ihr linder Hauch kühlen, welche Begierde ihr Ton nicht beruhigen? Bertha, in jedem Unglük würde ich freiwillig zu deinen Füßen fliehen, und aus deinen Bliken mir Muth und Ruhe holen, große Bertha!

So meinte ich es nicht, Egbert; doch es sei; ich verstehe dich. — Noch eins! glaubst du von mir,

daß ich fähig wäre, deine Verbindung mit Agnes zu zerreißen?

Nein, Bertha, des bist du nicht fähig! nein, Bertha, und wenn du mir es selbst sagtest, ich würde es nicht glauben.

Jüngling! wer wars, der nicht glauben wollte, daß Bertha Egberten untreu sein könnte, und wenn er sie in den Armen des schönsten Mannes sähe, und wer glaubte es beim ersten, kleinsten, unwahrscheinlichsten Anlaß? Egbert, antworte!

Ich wars! ich wars! Bertha, ich kenne deinen großen Geist, deinen Edelmuth; aber wer kennt alle Keime der Liebe eines menschlichen Herzens! Ich weiß, wie Bertha denkt, wie Bertha handelt; allein ich weiß nicht immer wie Bertha fühlt.

Nun, Egbert, also noch einmal, du glaubst nicht, daß ich Agnes unglüklich machen werde, durch eine Trennung von dir?

Nein, Bertha, ich weiß das. —

Nun, Jüngling, so halte dich fest an diesen Glauben; was ich auch sage, was ich auch thue. Halte dich fest an diesen Glauben, Egbert! willst du?

Ich will!

Und dann, bleib noch einige Tage hier, und in diesen wenigen Tagen, gehorche mir, thue das alles, was ich dir sage, und was es auch deinem Herzen kosten mag, und vergiß nicht, daß ich Bertha bin,

Es soll die ganze Belohnung meiner unendlichen Liebe gegen dich sein.

Bertha, sende mich an die Pforten der Hölle; ich sprenge sie für dich auf, und stürze mich hinein.

Bertha reichte ihm die Hand. Graf Ludwig kommt. Mach ihm keine Vorwürfe! Leb wohl. Sie küßte seine Wange, eine Thräne aus ihrem Auge trennte sie; sie gieng und ließ Egberten in dem unangenehmen Gefühle zurük, daß Bertha alles that, und er für Bertha nichts, gar nichts.

Nicht der kleinste Zweifel nahte sich seinem Herzen, nicht der kleinste Zweifel an Bertha's Größe, und er entschloß sich, ohne Widerrede alles zu thun, was sie von ihm foderte. Er merkte, daß Bertha etwas Sonderbares mit ihm vor hatte: allein noch wußte er es nicht, was. Heimlich sandte er einen Reutersknecht an Agnes, und ließ ihr sagen, nur noch wenige Tage ruhig zu warten. Er würde sobald als möglich kommen.

Der Reitknecht kam im Rosenthale an; Agnes erblikte die Feldbinde, und sie stürzte den steilen Felspfad wie ein Sturmwind hinab dem Boten entgegen. Ist Egbert gesund, Wolf? — Gesund, Fräulein; er sagte seine Botschaft.

Und wo ist er?

Auf dem Schneesteine bei Bertha von Erthal.

Bei Bertha? fragte Agnes eilig, und ihre Blike bedekten eine Wolke. Bei Bertha?

Sie fieng an den Reutersknecht auszufragen, und hörte, daß Egbert traurig gewesen sei, daß Thränen in seinen Augen gestanden hätten, wie er ihn an Agnes abgesandt hätte. Lauter Nachrichten, die Agnes furchtsames Herz mit einer unbegreiflichen Aengstlichkeit erfüllten.

Bei Bertha? fragte sie sich jeden Tag hundertmal: bei Bertha ist Egbert? — Sie gieng täglich zehnmal den Weg nach Arzbach hinab, und immer noch kam er nicht, und immer noch hatte sie keine Nachricht von ihm. Mit jedem Tag wurde die Last auf ihrem Herzen drükender! Thränen bedekten ihr Auge, Kummer ihre Stirn, der Schlummer floh sie; wenn Nachts der Sturm die Eichen auf der benachbarten Höhe zusammen stieß, so eilte sie ans Fenster. Es war der Hufschlag seines Rosses; wenn eine Stimme im Thale schallte, so flog sie ans Fenster, und sah nach ihm hinaus: es war seine Stimme gewesen. Kam sie von Arzbach zurük, so flatterten ihr ihre Tauben entgegen, und bewillkommten sie mit Flügelschlägen. Sie faltete die Hände, und Thränen standen auf ihrer Wange! sie merkte die Tauben nicht. Warf der Wind die Regentropfen an ihr Fenster, so sprang sie auf. Sie sah ins Thal hinab, den Weg, den er kommen mußte, und weinte, daß er naß wurde, und immer kam er nicht. Ach! ach! immer kam er nicht!

Agnes sei doch ruhig, rief die Mutter: er wird ja kommen. Wer weiß, welch eine Begebenheit ihn

hält? Sagte er dir nicht, wohin er wollte? — Agnes schüttelte mit dem Kopfe, und dachte mit Zittern: bei Bertha ist er!

Endlich widerstand sie nicht länger. Sie gieng hinab in das Vorsprungshäuschen. Hier saß der alte Ludolph, ihres Vaters treuster Knappe, treu wie der Hund, der an seinen Füßen lag, sich und seinen Herrn wärmte.

Mein guter Ludolph, fieng Agnes bittend an: wolltest du mir wohl einen Gefallen thun.

Fräulein Agnes, das ist keine hübsche Frage: mein Blut ist Euer.

Du weißt, Egbert ist fort; wolltest du ihn wohl aufsuchen? Er ist, aber verschweig das ja — er ist auf dem Schneesteine bei Bertha von Erthal. Geh dahin, Ludolph, sieh, ob er gesund ist, und dann komm wieder, und berichte mir. — Ach, Ludolph, und erkundige dich einmal, was er dort bei Bertha macht?

Soll geschehen, mein gutes, liebes Kind. Ich soll ihn selbst darum fragen? —

Nein! nein! ach, Ludolph, mir ist so bang! nein, ganz heimlich erkundige dich nach ihm. Melde dich bei ihm nicht! und bring mir Nachricht. — Es könnte ihm wehe thun, wenn ich dich sendete.

Wehe thun? das muß ihm wohl thun, Fräulein. Ich will gehen!

So gehe, gehe sogleich. Und wenn du etwan

erfährst, ob er viel mit Bertha geht, redet; ob er ihr zulächelt. Ach, Ludolph, nein, das wird er nicht! nein, nein! das laß nur. Geh und sieh, ob er gesund ist.

Laßt mich nur machen. Ihr sollt Nachricht haben!

Der alte Mann machte sich bereit und gieng.

Ludwig war indeß auf dem Schneesteine angekommen. Er trat ins Zimmer, er sah Egbert bei Bertha, und verfärbte sich. Er wurde noch unruhiger, wie er die Ruhe sah, mit der Bertha redete, die Ruhe sah, mit der Egbert antwortete. Er stand da, zum erstenmal in seinem Leben, ohne Worte, ohne Besinnung, ohne Muth.

Endlich verließ Egbert das Zimmer. Nun, Graf, so ganz stumm? fragte Bertha lächelnd.

Eure Zauberei macht mich stumm, Fräulein. Egbert hier, bei Bertha?

Dünkt Euch das so sonderbar? Ich sandte einen Boten, und ließ ihn kommen.

Und Agnes? Bei Gott, Fräulein! wie habt Ihr ihn gefunden?

Wie ich ihn finden wollte: meiner werth. Ihr hattet Recht, er liebt Agnes, mehr als Ihr selbst wißt; er liebt sie unsäglich; er fühlt sich ohne sie elend.

Und dennoch ist er hier! und dennoch schien er ruhig?

Er ist bei Bertha. Ich sagte Euch, Graf, Egbert mag Agnes lieben; aber er ist Bertha's; er ist mein, und wird mein bleiben. Ich kannte Egbert.

Und auch Egbert kennt Bertha: er weiß wie edel Ihr seid.

Wißt Ihr, was ich thun werde?

Etwas großes gewiß, das weiß ich. Und selbst das Grösseste, das man ahnen könnte, ist Euch dennoch zu klein. Ihr seid einzig und allein Bertha!

Und diesesmal möchtet Ihr mich dennoch verkannt haben!

Gewiß nicht, Fräulein; thut was Ihr wollt, mein Herz verkennt Euch nicht. Ich bete Euch an, und so werdet Ihr handeln.

Ich werde in einigen Tagen Egberts Weib sein.

Der Graf Ludwig wurde blaß, er zitterte, er sah auf Bertha, und schlug seinen Blik zu Boden, weil sie ihn scharf ansah. Fräulein, sagte er bebend: Ihr Egberts Weib? und Agnes? und Egbert? Fräulein, bedenkt —

Fangt Ihr schon an zu gestehen, daß ihr mich verkannt habt?

Es sei! werdet Ihr Egberts Weib, so handelt Ihr edel. Ich habe Euch dennoch nicht verkannt, wenn ich Euch gleich nicht begreife. Aber Ihr sagt das so zuversichtlich, als ob Egbert kein Herz hätte.

Egbert liebt Agnes unsäglich; Egbert weiß

nichts davon, daß ich sein Weib werden will; Egbert aber ist Bertha's Eigenthum. Er wird meine Hand nehmen.

Fräulein, Egbert liebt Agnes? ist das wahr?

Egbert liebt Agnes unsäglich. Noch mehr, Egbert hat Agnes versprochen, sie soll sein Weib sein.

Egbert weiß nichts davon, daß Ihr ihn heirathen wollt?

Noch nicht ein Wort, Graf. Er ahnt es auch nicht; allein wozu auch? Ist es doch Zeit genug, wenn ich ihn in die Kapelle zur Trauung führe.

Fräulein, und Ihr könnt hoffen, daß Egbert seine Einwilligung —

Hoffen? wer sagt hoffen? Ich weiß — denn Egbert ist Bertha's Eigenthum. Wie oft habe ich Euch das gesagt!

Fräulein, Ihr irrt zum erstenmale.

Bertha rief ihre Zofen. Ruhig sagte sie: macht meinen Brautschmuk bereit; sagt dem Schloßpater, daß die Kapelle bereitet werde. In wenigen Tagen kommt mein Vater, und dann wird sogleich meine Heirath mit Egbert von Montabor gefeiert. Die Zofen giengen.

Auf einmal erscholl die Burg von dem fröhlichen Geschrei der Zofen und der Knechte. Bertha stikte ruhig weiter; Ludwig trat an ein Fenster, und biß voll Verdruß die Lippen. Er gieng hinaus, um sich zu erholen. Er gieng durch die Säle, und jezt

sah er, wie geschäftig der Burgvogt die Leute anwieß, den Saal zu schmüken, wie das fröhliche Gewühl sich die Treppe hinauf und hinunter drängte. So ist denn alles nichts, und ich bin unglüklich! rief er.

Egbert, von dem Getümmel aufgeschrekt, trat auf den Saal. Der Bräutigam! zischelte eine Magd der andern zu, und Ludwig runzelte die Stirn.

Was bedeutet das Getümmel? fragte Egbert den Grafen.

Das wißt Ihr nicht? sonderbar! Es sind Zubereitungen zu Eurer Hochzeit mit Bertha.

Egbert erblaßte, und versank in sich.

Ihr erblaßt, Ritter Egbert? Ist es möglich, daß Ihr vor diesem Tage zittert, und ihn dennoch nicht hindert?

Ist es wahr? fragte Egbert mit erstikter Stimme: ist es wahr? woher wißt Ihr es?

Von Bertha selbst!

Jezt trat Bertha in den Saal. Egbert, sagte sie: ich werde in wenig Tagen dein Weib sein. Sobald mein Vater kommt!

Egbert konnte nicht antworten. Er warf sich Bertha zu Füßen; Thränen standen in seinen Augen; er küßte ihre Hand und schwieg.

Egbert, wirst du Bertha gehorchen?

Ich thue, was du willst, Bertha! antwortete Egbert mit leisem Laute.

Und was sagt Ihr nun? fragte Bertha Ludwigen, wie sie mit ihm allein war.

Ich sage, Fräulein, daß Ihr Recht hattet. Egbert ist Euer; aber Fräulein, auch Egberts Herz? das frage ich. Habt Ihr gesehen, wie er erblaßte? wie seine Stimme ihm versagte? wie er mit der Verzweiflung rang?

Und dennoch mein! Seht Ihr, Graf, und dennoch mein! und wenige Tage werden mir auch sein Herz wiedergeben!

Fräulein, ich fürchte, Ihr werdet diesen Triumph bereuen.

Wie klein Ihr mich haltet, Graf! Bertha bereuen? wie klein!

Fräulein, nicht klein; allein Ihr kennt Agnes nicht; Ihr Zustand wird Euch Thränen der Reue erpressen.

Agnes wird ihn vergessen, Egbert sie, und wir werden glüklich sein. Glaubt mir, Graf, daß ich jede Thräne gewogen habe.

Ludwig legte die Hand an die Stirn: Fräulein, auch meine? auch meine Thränen? auch meine Verzweiflung, Euch zu verlieren?

Eure? wie so? das höre ich jezt zum erstenmal.

O Fräulein, Gott! wie bitter, wie grausam Ihr spottet. Wie zärtlich, wie unendlich habe ich Euch geliebt! wie unendlich liebe ich Euch noch! und nun Euch verlieren? nun? da ich glaubte, Ihr solltet frei sein?

Graf, wie ich sehe, so war das Gewebe Euer Vorsaz? nicht Zufall? Graf Ludwig, heimlich handeln ist der Weg zu Bertha's Herzen nicht. Ihr seid einen falschen Weg gegangen. Ich hielt Euch für meinen Freund; der waret Ihr nicht. Ein Glük, daß ich Euch mit Eurer Liebe entschuldigen kann. Ich achte Euch, Graf, und hätte Euch ungern verlohren; aber Heimlichkeit, Ueberlistung hasse ich. Ihr hieltet mich also für eitel, und wolltet mich mit Schmeichelei meiner Größe fangen? Graf, noch einmal, laßt uns Freunde sein.

Nein, Bertha, wahrlich nicht! ich halte Euch nicht für kleiner als ich Euch sagte. Ich halte Euch für das größte, für das edelste Weib, ob wohl ich Euch jezt nicht begreife. Der Zufall leitete alles; ich hielt ihn für den Wink meines Glüks, und wie fürchterlich habe ich mich betrogen! Thränen standen bei diesen Worten in seinen schönen Augen.

An diesem Tage kam der alte Ludolph an dem Schneesteine an. Er sezte sich am Burgbanne nieder auf die Pilgerruhe, und sah den Weg nach dem Vorsprungshause hin. Bald kam eine Magd und brachte ihm Brod und einen Krug Moselwein. Ihr sizt an einem glüklichen Tage hier, Alter, sagte die Magd: kommt mit in den Vorsprung, und ihr sollt warm Essen erhalten.

Gott beglüke das Fräulein Bertha von Erthal! sagte der Alte, und trank. Recht, Alter, das trinkt

noch einmal, und sezt hinzu, und ihren Liebsten Egbert von Montabor!

Ist das ihr Liebster? fragte der Alte bedächtig, und die Magd erzählte von Bertha's nahen Hochzeittage, von den Anstalten zum Feste. Der Alte erstarrte. Er gieng mit in den Vorsprung. Hier hörte er von allen Lippen dasselbe. Er sah die grünen Tannenbäume und die Birken, welche die Knechte bunt schälten, um damit die Kapelle auszuzieren. Gott gebe allen Glük und Heil! rief der alte Mann: und jedem ungetreuen Liebhaber Tod und Verderben! Alle Knechte tranken die Gesundheit mit, und Ludolph machte sich zitternd auf den Heimweg.

Den andern Tag kam er endlich bei der Arzbacher Warte wieder an. Da saß Agnes schon auf einem Hügel. Kaum erblikte sie den Alten, so sprang sie auf und lief ihm entgegen. Ist er gesund, Vater? —

Gesund und wohl!

Gott Lob und der heiligen Jungfrau! Hast du ihn gesehen?

Nein! Liebes Fräulein, wenn Ihr versprecht nicht zu erschreken, so will ich Euch etwas sagen.

Agnes wurde weiß wie ihr Gewand.

Ihr haltet den Ritter Egbert für einen edlen Mann, und ich halte ihn für einen Schurken, wie der liebe Gott einen auf Erden duldet. Aber, Agnes, Ihr erschrekt doch! nein, das ist nichts. Sonst sage ich nichts mehr.

O sprich, sprich, Ludolph! was ist? Sie hielt sich zitternd an seinen Arm: ach! nicht wahr, Bertha — Bertha — nicht wahr?

Wißt Ihr es schon, Fräulein? — Es ist wahr, Egbert heirathet Bertha von Erthal.

Agnes schlug bleich und starr hinten über. Der alte Mann erschrak daß er zitterte. Er beschäftigte sich mit dem armen Mädchen, er rieb ihre Schläfe, er holte Wasser aus dem Bache, und endlich kam sie wieder zu sich.

Sie saß auf dem Boden, und neben ihr der Greis. Er unterstüzte sie mit seinen zitternden, schwachen Händen. Agnes sah ihn mit dem Ausdruke des höchsten Leides an. Ihr Auge war starr und wie gebrochen, ein Bild ihres Herzens. Sie sprach nicht, sie gab kein Zeichen, so oft der Alte sie auch bat, doch nur ein Zeichen von sich zu geben, daß sie lebe. Sie wandte blos die starren Augen auf ihn, und sah ihn lange und nachdenkend an.

Er wollte sie vom Boden aufheben, und konnte nicht. Sie war starr und blieb starr, saß da, und betrachtete den Alten, der sich um sie ängstete, weinte, betete, und auf Egbert fluchte. Er sah sich überall um, ob er nicht irgend einen Menschen erbliken könnte. Vergebens. Es war niemand in der ganzen Gegend. Folgt mir doch nur bis Arzbach, liebes Agneschen! Sie schüttelte still den Kopf, und

blieb sizen. Ich will nach Arzbach gehen, und Leute holen! Sie hielt ihn am Arme fest.

Jezt sah sie ihn freundlich an. O Gott sei Dank! rief er: Gott sei hoch gelobt! Ludolph! — Ich habe eine Bitte an dich — bring mich nach dem Schneestein — ich will ihn sehen. — Der alte Mann gab sich, aber vergebens, alle Mühe, sie zurük zu halten; er weinte, er flehte, er zeigte ihr sein graues Haar: Agnes blieb bei ihrem Vorsaz, nach dem Schneestein zu gehen. So kommt erst zurük, daß Ihr Euch anders kleiden könnt. Sie schüttelte den Kopf, und bat noch einmal, sie zu begleiten. Was sollte der Greis machen? In Gottes und aller Heiligen Namen, Fräulein: bis ans Ende der Welt!

Sie giengen beide die Höhen hinan. Agnes immer die starren Augen vorwärts gerichtet, so eilig sie konnte, und Ludolph immer mit den innigsten Bitten, umzukehren. Sie hörte nicht, sie sprach nicht, sie gieng vorwärts, immer durch Gebüsch, Dorn und Gebürg. Der Abend war da, und noch waren sie nicht auf dem Heerwege, der zum Rhein führt.

Agnes war ermüdet, sie sank unter einen Baum, und ihre Augen blieben starr und lebenlos, wie sie gewesen waren. Ludolph zündete Feuer an, trug Blätter und Moos zusammen, und bereitete, sanft weinend, seinem Fräulein ein Lager. Er bat sie, sich nieder zu legen. Sie legte sich, ohne ein Wort zu sagen, nieder. Er bedekte sie mit seinem Mantel, sezte sich ans Feuer, schürte das Feuer nach, immer

seinen Blik auf Agnes geheftet. Bleich lag sie da, die Augen verschlossen. Ihre schlagende Brust, ihr schneller Athem verrieth allein das Leben, und die Angst, welche ihr Herz folterte.

Die Nacht sank hernieder, und der Greis zündete rund um Agnes her kleine Feuer an, um sie von allen Seiten zu erwärmen. Es war schon im späten August. Sie lag still wie ein gebundenes Lamm. Mit dem ersten Morgenstrahl rief sie: nun! Sie sprang auf, und stand da, ein mitleidenswürdiger Anblik. Ihre Loken flogen jezt wild um ihre Schultern, Blätter, Moos und Grashalme hiengen in den Loken. Ihr Gesicht war kalt und starr und bleich, ihre Augen wie gefroren. Nun! laß uns gehen! das sagte sie.

Laßt uns erst beten, Fräulein! sagte der alte Mann weinend. Sie schüttelte den Kopf. Lieber Gott, Agnes, betet um Heil und Trost für Euch; wiederholte der Greis. Sie stand noch ohne Theilnahme da. O Gott! sagte er laut weinend, und faltete ihre Hände. Bete, mein Kind! und nun betete er zu Gott um Trost für Agnes. Agnes ließ es geschehen. Er gab ihr etwas Brod und holte in einer Blechkappe etwas Wasser. Iß und trink, meine Tochter! dann wollen wir gehen! Sie trank heftig, essen wollte sie nicht.

Sie giengen. Agnes war ermattet. Sie ruhete oft unterwegs, und erst gegen Abend kamen sie in das Thal an dem Rhein unter dem Breitenstein.

Hier führte sie Ludolph in eine Pilgerhütte. Hier legte er sie auf das Lager, und Agnes schlief bald ein. Der Greis saß an ihrem Lager, und betrachtete und betete für sie. Sie fuhr im Traum oft auf, und Bertha! Egbert! riefen ihre todten Lippen eins ums andere. Ein Klosterbruder brachte ihnen Essen und einen Becher Wein. Sie sezte ihn an die Lippen und trank einige Tropfen, und aß auch ein wenig Brühe.

Mit dem Sonnenaufgange brachen sie auf. Sie gieng unter den Felsen weg. Immer langsamer wurde ihr Gang. Die Füße schmerzten sie. Sie sezte sich an das Ufer des Rheins in den Schatten eines Felsen, bis der Kahn kam, sie hinüber zu tragen. Endlich kam der Kahn. Sie sezte sich hinein, und neben ihr der Greis. Sie strekte den Arm lächelnd in die Fluth. Ludolph ergriff sie mit einem heftigen Zittern: Agnes! Agnes! bedenkt Euer Seelenheil! Sie drehete sich nach ihm um, sah ihn an, und sagte leise: wie wohl würde mir sein! Nun stand der Kahn. Sie stieg mit Hülfe des Alten aus, und nun gieng Ludolph mit ihr die Mosel hinan. Sie war noch matter geworden. Ludolph führte sie in eine Pilgerhütte vor einem Kloster. Hier blieben sie den Tag und die folgende Nacht. Agnes sprach wieder, und Ludolph mußte ihr nun alles erzählen, was er wußte. Sie hörte aufmerksam zu, schüttelte zuweilen den Kopf, und legte die Hand auf ihr Herz. Das war alles. Dann legte sie sich auf ihr

Lager. Ludolph, der sich zuweilen über sie beugte, hörte sie leise für sich reden, und er fiel auf seine Knie und betete für sie zu allen Heiligen.

Am andern Morgen, wie sie hinter dem Berge hervor von der Mosel abbogen, zeigte Ludolph mit der Hand in die Höhe: dort ist der Schneestein! Agnes sah hinauf, und zitterte. Sie wurde bleicher, sie mußte sich an Ludolph halten. Laß uns eilen! sagte sie, und gieng wieder schneller vorwärts, die felsigten Pfade auf und ab. Da langten sie endlich vor dem Burgbann an. Hier sezte sie sich auf die Pilgerruhe. Ihr Herz schlug sichtbar. Fräulein, fieng der Greis an: ich bitte Euch. Sie legte ihre Wange an seine Brust, und schwieg still. Es war als ob das ganze Leben still stünde.

Und dieser Tag, an dem das unglükliche Mädchen auf der Pilgerruhe saß, dieser Tag, da sie trostlos, leblos, die steinigten rauhen Pfade gieng, dieser Tag war Bertha's Hochzeittag. Ihr Vater war heim gekommen, und schon längst gewohnt, Bertha's Willen zu erfüllen, hatte er seine Einwilligung zu allem gegeben, was Bertha wollte.

Egberts Angst zerrann jedesmal unter dem lächelnden Blike Bertha's. Halte dich fest an deinen Glauben von mir, Egbert! sagte ihm Bertha noch den lezten Morgen. Bertha war geschmükt; auf Bertha's Loken zitterte der bräutliche Mirthenkranz. Egberts Herz zitterte, Ludwigs Herz zitterte, wenn sie den Kranz sahen. Ich Unglüklicher! rief Ludwig:

ich Unglüklicher! rief Egbert. Bertha allein war ruhig. Zwar hatte sie früh eine Stunde auf den Knien mit nassen Augen gelegen, und Gott um Stärke gebeten, ihren Vorsaz auszuführen; allein sie war ruhig.

Auf einmal ertönte die geweihte Gloke der Kapelle. Bertha wurde blaß, Ludwig und Egbert erblaßen, und Agnes auf der Pilgerruhe fuhr auf: o Gott! da läutet eine Gloke, Ludolph! laß uns gehen. Sie eilte den schmalen Pfad hinan. Hinter dem Vorsprungshause traf sie auf den Fußpfaden Menschen. Ein Mädchen fragte Agnes: wollt Ihr auch für Bertha von Erthal beten?

Für Bertha von Erthal? fragte Agnes ängstlich.

Ja; denn jezt vereinigt sie das heilige Sakrament der Ehe mit dem edlen Egbert von Montabor! Hört ihr nicht die Brautgloke? Agnes hielt sich an dem Geländer, das am Abschuß des Felsens stand, und die Menschen eilten vorwärts. Sie sah verzweifelnd an den Abgrund. Ludolph umfaßte sie. Laß uns etwas ruhen, sagte sie. Sie sezte sich an die Felswand.

Mit eben der Aengstlichkeit ergriff endlich Bertha Egberts Hand, und mit der Angst eines Gefolterten folgte Ludwig dem zitternden Paare. Sie giengen über den Burghof zu der Kapelle. Die Thüren öffneten sich. Der Pater stand vor dem Altare. Egbert war bleich wie der Engel auf dem Altare; Bertha zitterte, Ludwig verbarg seine Augen. Sie standen vor dem Altare. Endlich! fieng Bertha be-

bend an: dein Glaube an mich, Egbert, hat nicht gewankt. Ich entsage deiner Hand jezt freiwillig. Geh und sei glüklich mit Agnes von Sporken! Egbert sank vor Bertha hin auf die Knie. O Bertha! Bertha! ich bete dich an. Nein! rief Bertha: bete zu Gott, wie ich selbst, um Standhaftigkeit für mich, Ludwigen von Mannsfeld zu lieben. Sie sank neben Egbert auf die Knie vor dem Altar.

In diesem Augenblik stürzte Agnes in die Kapelle, durch die kleine Thüre seitwärts vom Altare. Sie sah Egbert mit Bertha auf den Knien vor dem Altare, den Brautkranz in Bertha's Haaren, Egbert in festlichem Gewand. Egbert! schrie sie mit dem durchdringenden Tone der wildesten Verzweiflung, und stürzte zu seinen Füßen. Egbert schrie auf, und ergriff Agnes; Bertha erblaßte, Graf Ludwig sprang zu, denn Egbert schwankte unter seiner süßen Last. Ludolph drängte sich durch die Menge, mit lautem Weinen. Man trug Agnes leblos auf die Burg.

Endlich kam sie zu sich. Bertha kniete an ihrem Bette; Bertha und Egbert. Bertha ergriff Agnes Hand und drükte sie an ihre Lippen, und dann legte sie diese Hand in Egberts Hand, und lächelte freundlich. Agnes sah Egbert starr an: Egbert! kam mit einem leisen Seufzer aus ihren blassen Lippen hervor.

Ich bin dein, Agnes! rief er laut weinend, und sank über sie mit Küssen und Thränen. Sie winkte ungläubig mit der Hand. Jezt trat der Pater in das Gemach, einen stärkenden Trank voll Gesundheit

in seiner Hand. Agnes trank den Becher leer, die Augen starr auf Egbert gerichtet, und dann entschlief sie. Ist ihr Verstand nicht zerrüttet, sagte der Pater: so ist sie gerettet. Bertha sank weinend auf die Knie, und benezte Agnes kalte Hand mit ihren Thränen.

Ludolph erzählte alles. Weh! weh! rief Bertha: was habe ich gethan! O vergieb mir, vergieb mir, Egbert! ich hätte Agnes tödten können. O welch ein Herz! welch ein Herz! Nein, Egbert, du hattest Recht. Agnes liebt, ich war nichts als stolz. So sank sie wieder auf des Mädchens Hand.

Egbert saß an Agnes Bette, und wie sie die Augen öffnete, so empfieng ihren ersten Blik Egberts zärtliches Lächeln, und die süßen Worte: meine Agnes! mein Weib, Agnes!

Ich dein Weib? Egbert! Ich deine Agnes? Und Bertha?

Ist des Grafen Ludwigs Gattin.

O Gott, und Maria, Mutter Gottes, habe ich geträumt? wo bin ich?

Egbert bat sie, sich zu beruhigen; allein mit jeder Minute wurde sie unruhiger. Man erzählte ihr alles.

Auf einmal hob sie an: Bertha! du giebst ihn mir? Bertha! er soll mein sein? Bertha legte Egberts Hand in Agnes Hand, und Agnes ergriff diese Hand und preßte sie an ihr Herz. Bertha! Bertha! Gott lohne es dir! Gott lohne es dir! ich war verloren.

Endlich wurde es Agnes immer gewisser, daß Egbert der Ihrige sei, besonders da ihre Mutter ankam, die man hatte holen lassen. Die schönste Röthe kehrte wieder auf ihre Wangen, das schönste Feuer wieder in ihr Auge, und sie war Egberts Schatten. Sie verließ ihn nicht einen Augenblik mehr.

Bertha rief tausendmal: ach, wie verschieden ist diese Liebe von meiner; wie beseligend, und wie zerstörend auch müssen nicht Agnes Gefühle sein. O Mädchen, lehre mich so lieben, wie du liebst, sagte sie oft in einer Umarmung zu Agnes; und dann schaffe mir ein Herz wie Egberts Herz.

O liebste Bertha! nicht Egberts Herz! das laß mir. Es ist meine Seligkeit!

So taumelte die glükliche Agnes noch einige Tage auf dem Schneesteine in ihrer Liebe hin; dann legte der Vater ihre Hand in Egberts, und Bertha's Hand in Ludwigs, und den ganzen Tag standen dem Mädchen die Thränen der Wehmuth im Auge, und wenn Bertha fragte: aber, Mädchen, wie kannst du weinen, da alle deine Wünsche erreicht sind? so antwortete Agnes leise: Bertha, laß, es sind Thränen der Liebe, der Himmel ruht in ihnen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Die Gewalt der Liebe

Bd.: 3

Wien ; Prag 1799

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.460-em(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721400-3
VD18 80199984-001